
Fischer Architekten AG
2018

Fischer Architekten denken und handeln vernetzt

Diese Überschrift ist Programm der diesjährigen Broschüre 2018 und führt als roter Faden durch die vorgestellten Projekte. Vernetztes denken und handeln in Form von Dialog findet dabei auf unterschiedlichen Ebenen, in unterschiedlichen Sphären statt. Wie schon die Kapitelüberschriften «Stadt und Dialog», «Material und Kontext», «Raum und Struktur» oder auch «Programm und Umwelt» erahnen lassen, werden – mit Fokus auf jeweilige Kernthemen – Bezüge zueinander hergestellt. Ohne diese Bezüge ist gute Architektur nicht möglich. Erst die Auseinandersetzung mit dem Gegenüber – Landschaft, Gesellschaft, Geschichte und vieles mehr – macht einen Neubau, eine Umnutzung oder auch eine Sanierung architektonisch sinnhaft.

Gemeinsam mit dem Künstler Franz Wanner haben wir über Sinn und Zweck von Architektur im Wandel der Zeiten nachgedacht und diskutiert. Vor allem aber haben wir versucht, die Rolle des Architekten heute zu schärfen. Denn gerade der Dialog – nun verstanden als Kommunikation zwischen verschiedenen Interessensgruppen im Rahmen eines Projekts – scheint die Aufgaben des Architekten vor neue Herausforderungen zu stellen. Mit dem Aufkommen weiterer Stakeholder aus der Öffentlichkeit und von Seiten diverser Ämter ist die Komplexität eines Bauvorhabens massiv gestiegen, denn: mehr Stimmen heisst mehr Meinungen, Anliegen, Richtlinien.

Hinzu kommen neue technische Anforderungen, die erfüllt werden müssen und unser Aufgabenfeld als Architekten verdichten, ja teils an unscharfe Grenzen manövrieren. Diesen Anforderungen konnten wir gerecht werden, weil das Büro Fischer Architekten seit bald 90 Jahren auf drei soliden Säulen steht: Entwurf, Konstruktion und Ausführung. Es sind diese drei historisch verankerten Bereiche, die in Interaktion miteinander ein Projekt von A bis Z aus einem Guss möglich machen.

Die Bereitschaft zum Dialog – insbesondere zum interdisziplinären – ist in unserer DNA fest verwurzelt. Unser Ziel ist es, geografische, gesellschaftliche, ökonomische und ökologische Bezüge miteinander in Einklang zu bringen und damit ein Objekt zum Klingen zu bringen. Wie unterschiedlich die Herangehensweisen sein können, lesen Sie auf den folgenden Seiten. Ich wünsche eine anregende Lektüre.

— *Christian Leuner*

7	<u>Stadt und Dialog</u>	35	<u>Raum und Struktur</u>
9	Zwischen Stadt und Landschaft – eine urbane Stickerei	37	Une machine à habiter oder Wohnen in 14 Zylindern über der Autowerkstatt
13	Bauen in der Stadt – die Arbeit an einem lebendigen Organismus	41	Grosser Auftritt in der «Teppich- siedlung»
17	Umdenken, umschichten – zur Ent- stehung eines öffentlichen Platzes	43	Hybrid – ein Dach, das getragen wird, um zu tragen
21	Über die Rolle des Architekten heute – ein Gespräch zwischen dem Künstler Franz Wanner, Christian Leuner, Timo Allemann und Jürg Bumann	45	<u>Programm und Umwelt</u>
25	<u>Material und Kontext</u>	47	Plusenergie-Areal in Ittigen – ein Projekt mit Leuchtturmcharakter
27	Beton – die materielle Verbindung von Bestand und Neubau	51	Die Tücken der zunehmenden Lärmbelastung
31	Schulhaus Sonnenberg – bewusst anders erweitert	55	<u>Werkstatt und Skizzen</u>
		57	Ein Blick in die Werkstatt von Fischer Architekten

Stadt und Dialog

Die bewusste Auseinandersetzung mit der Grammatik von Stadtstrukturen ist fest in unserem Leitbild verankert. Stadt als gestaltetes Artefakt ist Teil unserer Umwelt und Ausdruck unserer Lebensweise. Die Stadt, an der wir bauen, begreifen wir jedoch nicht nur im historischen Sinne. Zur Stadt zählen wir auch jene zur «Beinahe-Stadt» gewachsenen Dorfstrukturen, wie sie zum Beispiel in Thalwil vorkommen. Oft sind es disperse Strukturen, welche die Landschaft zersiedeln. Solche Strukturen sind, gemessen an der Einwohnerzahl, in den letzten hundert Jahren oft bis um das Zehnfache angestiegen, räumlich jedoch dörflich geblieben. Eine Aufgabe besteht heute darin, Antworten auf diese Zersiedelung zu finden und durch überlegtes Setzen von Baukörpern Räume zu schaffen, die den Bedürfnissen einer Gemeinschaft gerecht werden. Der Centralplatz in Thalwil ist ein solches Beispiel.

Im richtigen Umgang mit Verdichtung stellen uns aber auch die als «Agglo-Stadt» bezeichneten Ortschaften wie beispielsweise Dättnau bei Winterthur vor wichtige Aufgaben. Wohlüberlegt muss hier eine nachhaltige Lösung für eine neue Wohnsiedlung gefunden werden, die sich sensibel mit den bestehenden Landschaftsräumen und den eingestreuten Gebäude-Ensembles auseinandersetzt.

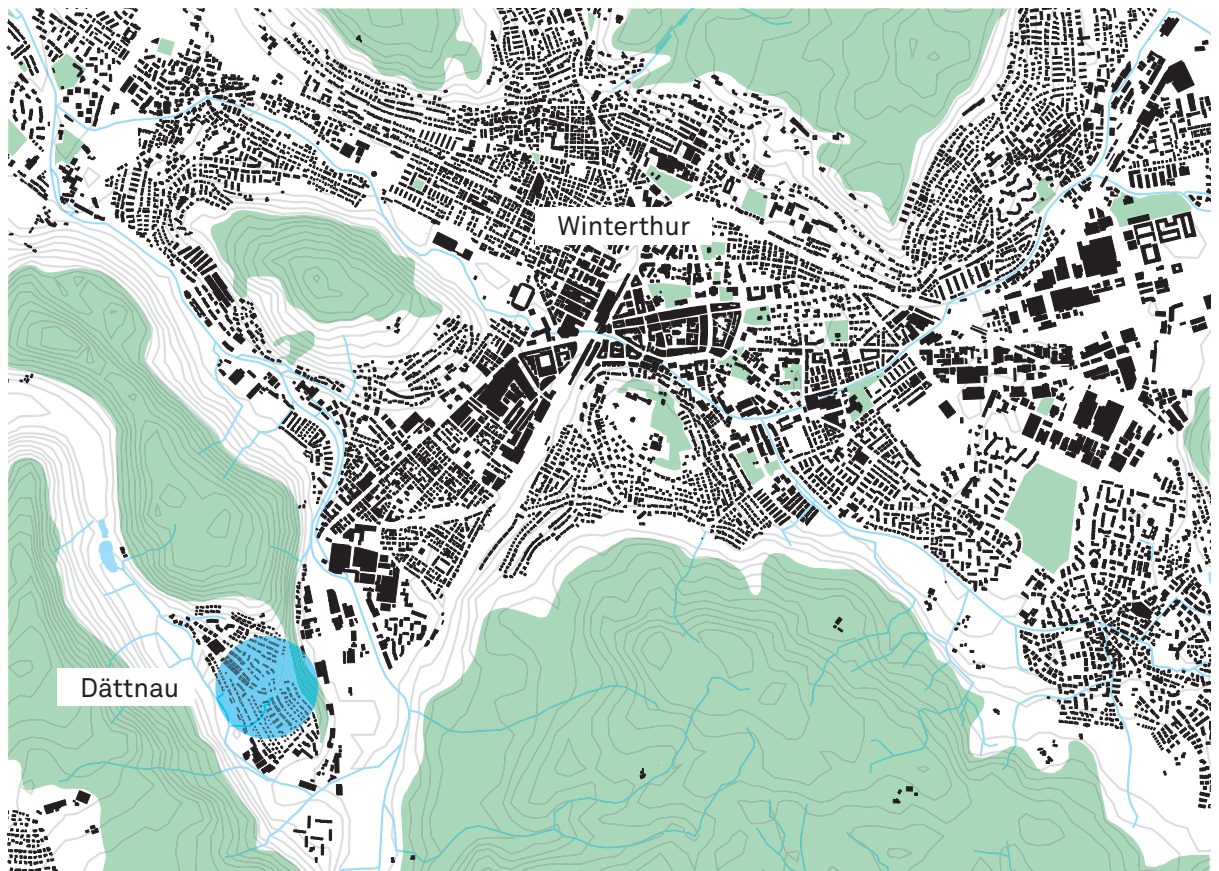
All unseren Projekten ist eines gemeinsam: das Herausschälen von Identität und die Schaffung

von Heimat. Die Herausforderungen schwanken dabei zwischen Regionalisierung und Urbanisierung, Nachhaltigkeit und ökonomischen Aspekten, Wachstum und Schrumpfung. Es gilt, sich mit dafür geeigneten Typologien, mit dem Verhältnis zwischen Bestand und Neubau oder etwa der Bedeutung von neuen Grünräumen und bestehenden Landschaften auseinanderzusetzen.

Unser Verständnis an Architektur wurzelt dabei in der klassischen Architekturlehre, deren Logik und Klarheit für uns bis heute Gültigkeit hat. Die Rolle des Architekten aber scheint im Wandel begriffen. Unter dem Stichwort «vernetztes Bauen» wird er immer mehr zum Mediator und Schnittstellen-Manager im Dialog mit unterschiedlichen Anspruchsgruppen. Dies zeigt ganz konkret das Projekt Birmensdorferstrasse in der Stadt Zürich, wo nebst der Bauherrschaft unterschiedliche Behörden, Ämter, Projektpartner und soziale Gemeinschaften nach Mitspracherecht verlangen. Im Gespräch mit dem Künstler Franz Wanner nähern wir uns dem heutigen Rollenverständnis des Architekten an.

— *Christian Leuner*

Zwischen Stadt und Landschaft – eine urbane Stickerei



Am Eingang des Dätt nautals, einem idyllischen Siedlungs- und Landschaftsraum, reich an Flora und Fauna, hatte sich die Keller Ziegeleien AG durch Lehmabbau und Ziegelproduktion ab 1910 zum ortsbildprägenden Akteur entwickelt. Sowohl landschaftlich wie baulich hinterliess die in den 1970er-Jahren aufgegebene Produktion Artefakte ganz ungewohnter Dimension und Ausprägung. Nach einem Grossbrand im Jahr 2015, bei welchem die prägenden Anlageteile bis auf die Grundmauern niedergebrannt sind, soll aus dem Areal nun ein Quartier entstehen, welches dem Ort das verloren gegangene Stück Identität in adäquater Weise zurückgeben wird. Ge-

meinsam mit Graber Pulver Architekten und Krebs Herde Landschaftsarchitekten richteten Fischer Architekten den Fokus in dieser Aufgabe auf die Etablierung einer «grünen Infrastruktur», unter Berücksichtigung der Einzigartigkeit und Ursprünglichkeit des vorhandenen Landschaftsraums. Die Natur selbst wird entsprechend zum Träger ortsprägender Identität.

Bestehende landschaftsräumliche Elemente wie Wasserläufe, Lichtungen oder Wegverbindungen werden aufgenommen und über das Areal hinweg visuell und funktional vernetzt. Quasi in den Leerstellen dieses formellen und informellen Netzwerks etablieren sich vier Baufelder, die

sich nach Lage und angedachter Funktion unterschiedlich entwickeln und ausprägen werden. Während die siedlungsnahen Bereiche eine städtebauliche Klärung der angrenzenden Strassen- und Platzräume verfolgen und programmatisch wichtige Zentrumsfunktionen wie Einkaufs-, Dienstleistungs- oder Freizeiteinrichtungen aufnehmen, sind die landschaftsseitigen Baufelder privater Wohnnutzung zgedacht und in ihrer Ausprägung vorab der Topografie und der naturräumlichen Wirkung verpflichtet.

Die Freiräume des Quartiers werden als naturnahe Allmenden gestaltet. In Anleh-

nung an die wegweisenden Konzepte des amerikanischen Landschaftsarchitekten Frederick Law Olmsted – unter anderem des Projekts «Riverside» in Chicago – werden die Freiflächen allen Quartier- und Dorfbewohnern zugute kommen und als offene Landschaftsräume gestaltet werden. In Konsequenz wird auf privatisierende Einzäunungen, Mauern oder Hecken weitestgehend verzichtet.

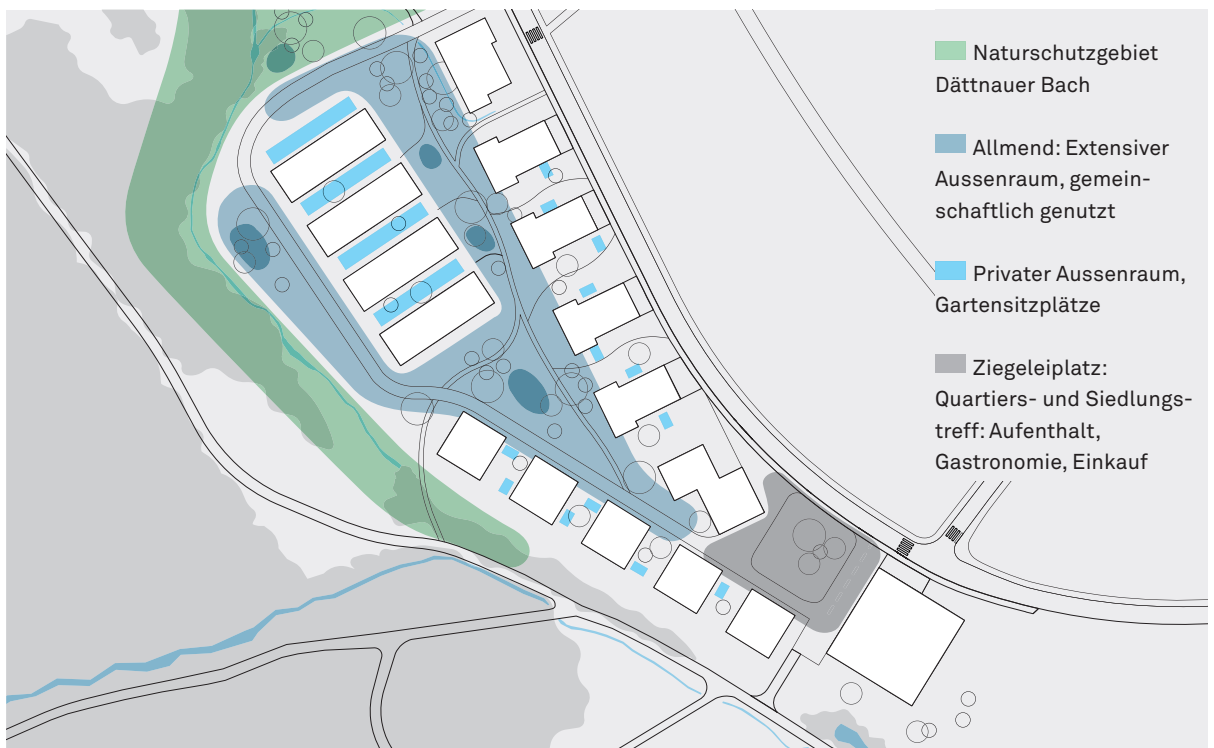
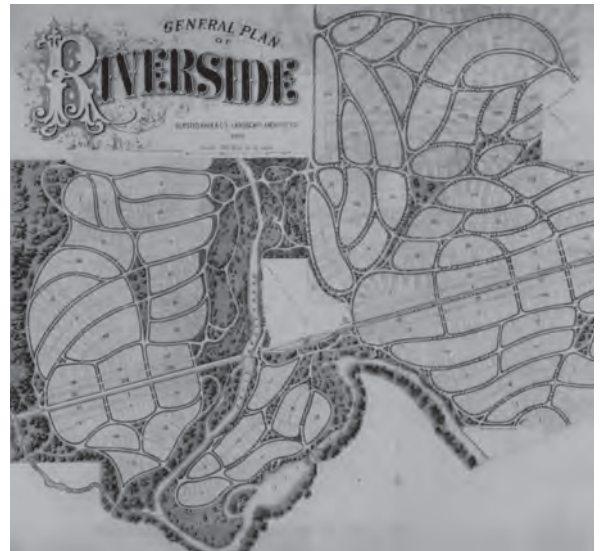
Im Schwerpunkt der Anlage, an der Nahtstelle zwischen urbanem und landschaftlichem Freiraum, wird als künftiges Quartier- und Dorfzentrum ein neuer Platz entstehen. Flankiert von Gastrono-



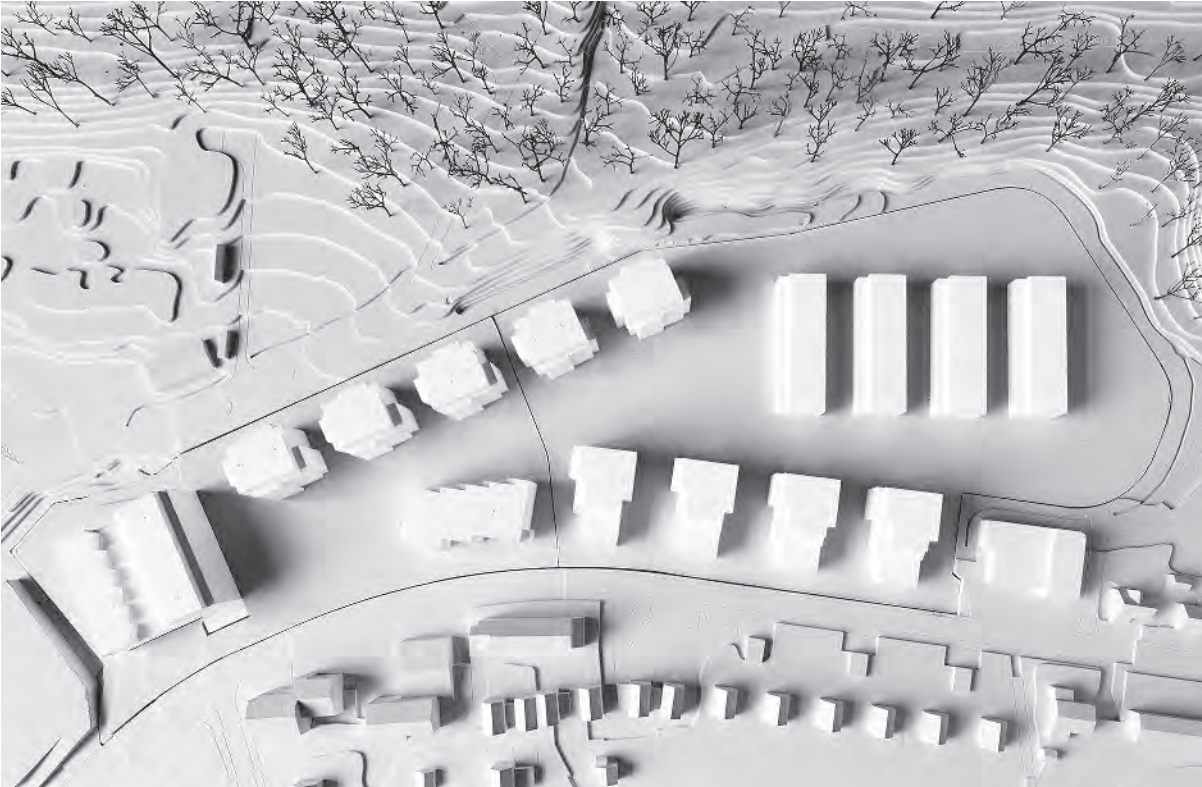
Die durchlässigen Siedlungsräume des ehemaligen Ziegelei-Areals sind landschaftlich geprägt und über präzise Blickbezüge mit dem umgebenden Landschaftsraum verbunden.

mieangeboten und Einkaufsmöglichkeiten bietet er Raum für temporäre Aktionen, moderat gegliedert zur flexiblen Nutzung. Dorf- und Vereinsanlässe, Freizeitevents oder kleinere Wochen- und Weihnachtsmärkte stehen beispielhaft für eine mögliche, rege und abwechslungsreiche Bepflanzung des neuen Dorfkerns.

Inspiration: Schon im Projekt «Riverside» von 1868 fügten sich die Strassen und Wege ungezwungen in das natürliche Landschaftsbild und erzeugen zusammen mit den Grünflächen einen offenen Raum, wo das soziale Leben Platz findet.



Die naturnah gestaltete Allmend dient der gemeinschaftlichen Nutzung und ist mit «grünen Inseln» für Aufenthalt und Spiel ausgestattet. Der Ziegeleiplatz ist als öffentlicher Aufenthaltsort konzipiert.



Jedes der vier geplanten Baufelder hat gemäss seiner Lage und Vorzüge eine autonome Architektur. Alle Bauten stehen jedoch in direktem Dialog zueinander und ermöglichen viel Sichtfreiheit auf die umliegenden Grünflächen. Sie tragen als Gesamtkonzept zu einem neuen prägenden Ortsbild von Dättnau bei.

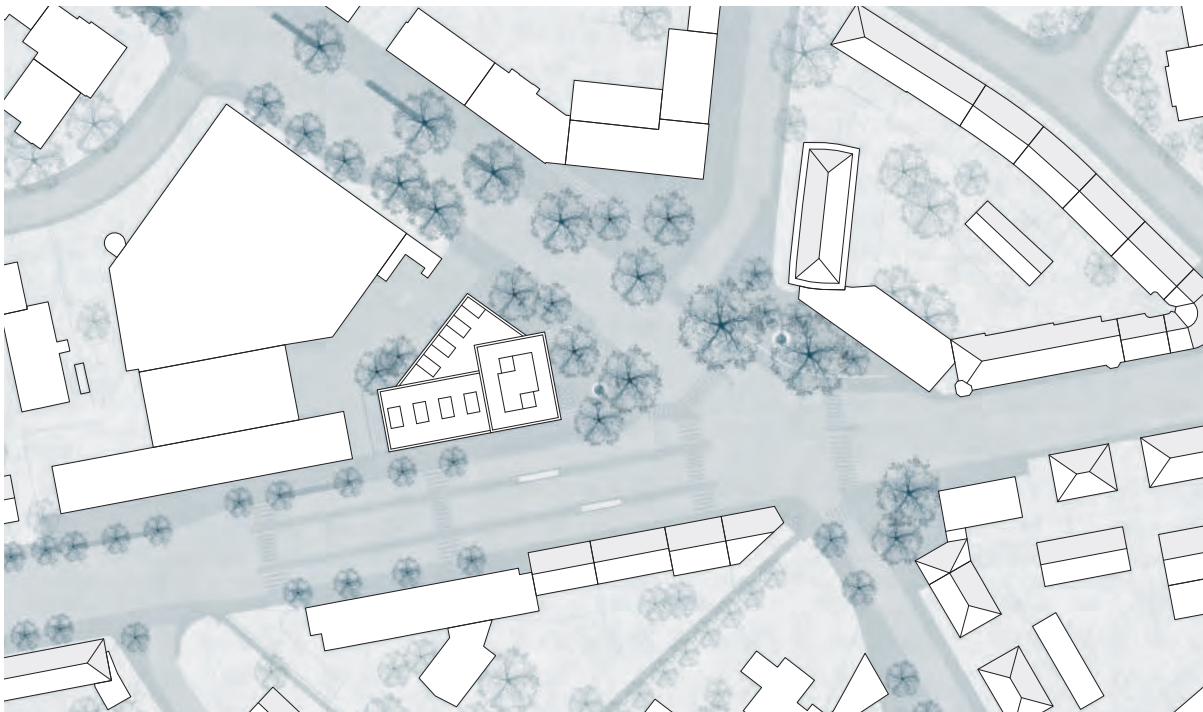
Bauen in der Stadt – die Arbeit an einem lebendigen Organismus



Die Stadt Zürich stösst schon seit geraumer Zeit an die Grenzen ihrer territorialen Entwicklungsmöglichkeiten. Um dem anhaltenden Bedürfnis nach zusätzlichen Nutzflächen – Wohnnutzungen im Besonderen – gerecht zu werden, müssen Wege gesucht werden, die Stadt nach innen zu verdichten. Ausgangslage dieser Entwicklung nach innen bildet meist die Suche nach einer quantitativen Steigerung der noch vorhandenen Potenziale. Damit diese primären Anliegen umgesetzt werden können, ist es jedoch unabdingbar, dass

die getroffenen Massnahmen auch zu einer qualitativen Verbesserung der gesellschaftlichen und stadträumlichen Situation führen.

Einem medizinischen Eingriff nicht unähnlich, strahlt jede bauliche Setzung mehr oder weniger in den gesamten urbanen Körper aus. Entsprechend vielfältig sind die Reaktionen auf den beabsichtigten Eingriff. Zahlreiche Anspruchsgruppen melden ihr berechtigtes, aber meist sehr fokussiertes Interesse an der konkreten Ausgestaltung eines Projekts an.



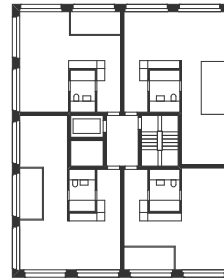
Den Fächer dieser Interessen produktiv zu bündeln und zu umfassendem Konsens zu führen, ist die Königsaufgabe des architektonischen Schaffens im urbanen Kontext. Fischer Architekten unterscheiden dabei klar zwischen «Konsens» und «Kompromiss». Angestrebt wird nicht ein gemeinsamer Nenner, sondern die optimale Berücksichtigung möglichst sämtlicher Anliegen.

Das Projekt eines Ersatzneubaus an der Birmensdorferstrasse in Zürich zeigt dies beispielhaft. Bis 2020 wird im Scheitel zweier vielbefahrener Verkehrsachsen ein kleines Hochhaus realisiert, das durch seinen schlanken Schaft der speziellen städtebaulichen Situation eine angemessene Bedeutung zumisst, über den ausladenden Sockel aber auch den Bezug zum nähräumlichen Kontext sucht.

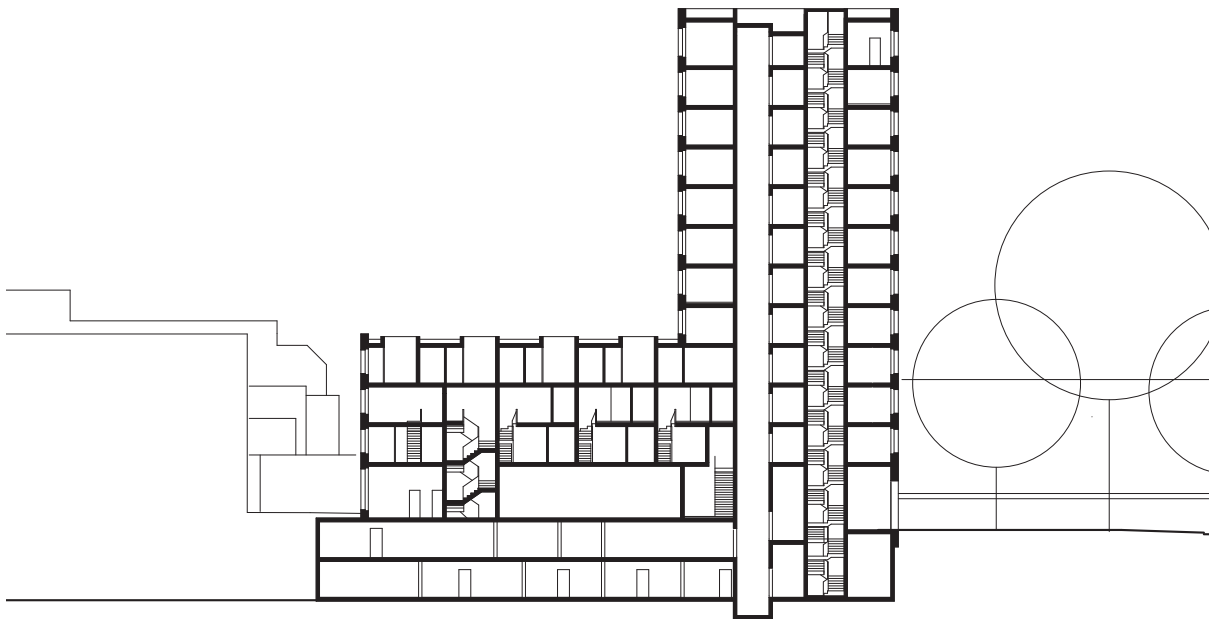
Im Scheitel zweier städtischer Hauptachsen entsteht ein kleines Hochhaus und mit ihm ein neuer urbaner Platz, der den Dialog mit seinem nahen und fernem Umfeld aufnimmt.

Quasi als Ausgleich zur Verdichtung in der Vertikalen entsteht auf Strassenniveau ein charaktvoller, städtischer Platz. In seinem Arbeitstitel – «Place Hugo» – verweist der Raum auf seine französischen Vorbilder. Ein Nebeneinander von Verkehrsträgern und grosszügigen Aufenthaltsräumen, gesäumt von fluktuierenden Erdgeschossnutzungen, lassen einen dicht bespielten öffentlichen Stadtraum entstehen. Auch die Programmierung der Obergeschosse trägt zur angestrebten urbanen Dichte bei. Komplementär zum bestehenden Wohnungsangebot des Quartiers sucht die Bauherrschaft – eine Pensionskasse –

Ein fein austariertes Nutzungsangebot im Erdgeschoss sowie ein breites Spektrum an flexiblen Wohnungen in den oberen Geschossen unterstützen die für den Ort beabsichtigte Lebendigkeit.

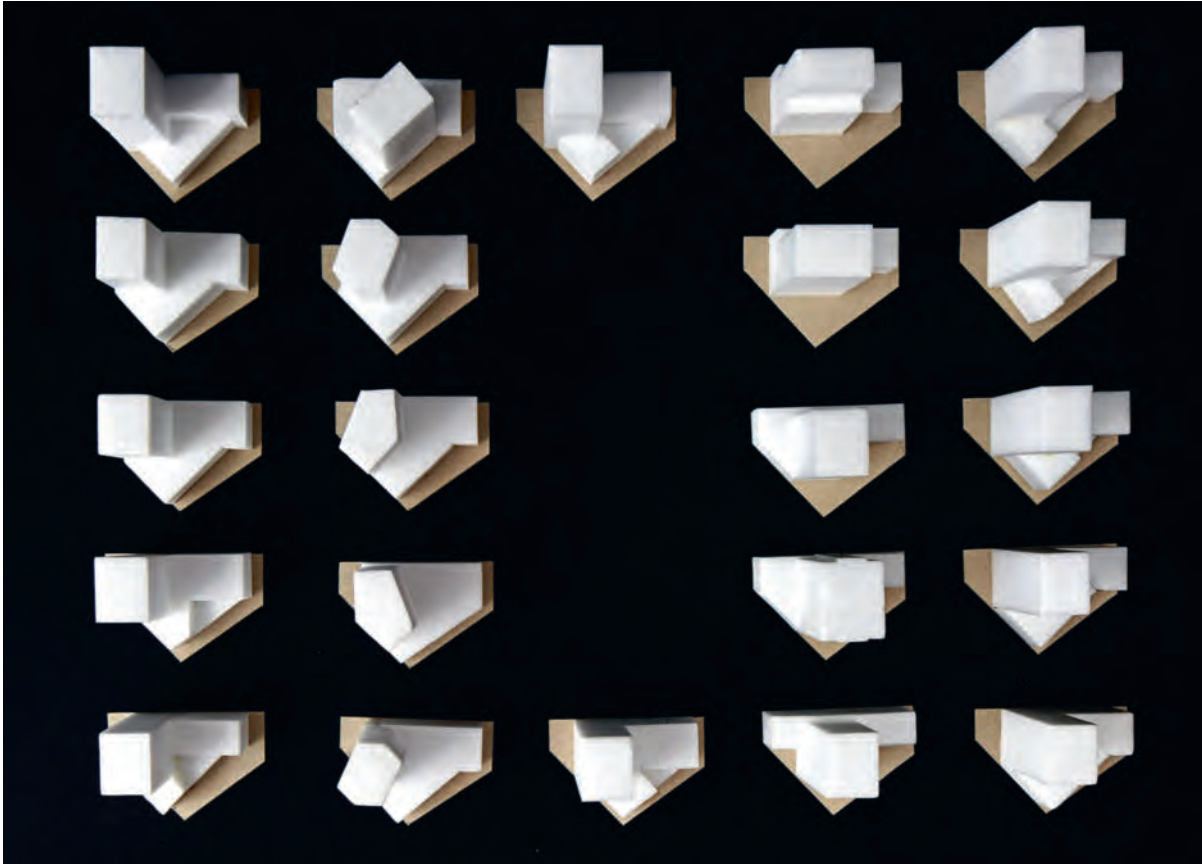


6.OG



EG

N 5m



Vielfältig sind nicht nur die Anliegen zahlreicher Anspruchsgruppen, sondern auch die Lösungsansätze auf dem Weg zum angestrebten Ziel.

nach Realisierung besonders grosser Wohnungen im Gebäudesockel zum einen, zum andern speziell kleine Einpersonenvohnungen im Hochhaus. Was aus stadtplanerischer Sicht durchaus überzeugt und begrüsst wird, hat sich aus Sicht der Gesundheitsämter wiederum den hohen Anforderungen an einen überdurchschnittlichen Schallschutz zu stellen. Die Auflistung solcher divergierender Ansprüche liess sich beliebig erweitern. Bauen in der Stadt ist chirurgische Arbeit an einem lebendigen

Organismus: stets kollektive Leistungen aller Anspruchsgruppen, auf der Suche nach urbaner Dichte und im Hinblick auf städtische und architektonische Qualität. Dies zu steuern, ist unsere Passion.

Umdenken, umschichten – zur Entstehung eines öffentlichen Platzes

Noch in den 1950er-Jahren zählte die Gemeinde Thalwil am nördlichen Hang des Zimmerbergs 8'787 Einwohnerinnen und Einwohner. Seither ist diese Zahl um über das Doppelte angestiegen. Heute wohnen in der beliebtesten Wohngemeinde am Zürichsee rund 17'000 Menschen. Das starke Wachstum ist vor allem mit der attraktiven Anbindung an die Stadt Zürich, insbesondere durch den öffentlichen Verkehr, zu erklären. Der tägliche Pendlerverkehr fasst rund 7'000 Personen.

Wie in den meisten ehemaligen Bauerndörfern rund um den Zürichsee hatte auch in Thalwil nach dem Bau der Seestrasse um 1840 eine erste markante Verdichtung stattgefunden. Die verbesserte Anbindung an Zürich lockte grosse Textilunternehmen

an, und spätestens seit dem Bau der Seebahn um 1875 hatte sich das Dorfbild in starkem Masse verändert. Platz für neue Arbeiter-Wohnsiedlungen mussten geschaffen werden. Fündig war man auf den umliegenden Äckern und Landflächen geworden.

Inzwischen sind die grossen Textilbetriebe verschwunden oder werden anderweitig genutzt. Die meisten haben im Zuge der mächtigen Verdichtungswelle weiteren Wohnsiedlungen Platz gemacht. Dem öffentlichen Raum wurde in diesem Verdichtungsprozess bislang wenig Bedeutung beigemessen. Das Projekt «Centralplatz» versteht sich als Gegenentwurf: als ein Ent-Dichten, das dem urbanen Organismus neues Leben einhaucht.

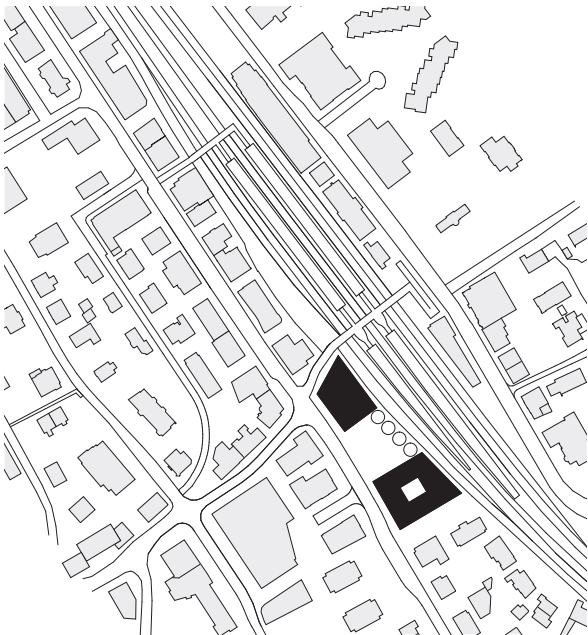




Für die Menschen in Thalwil wird mit dem Centralplatz der langersehnte Ort geschaffen, wo sich das urbane Dorfleben entfalten kann. Wo Feste gefeiert werden, Kinder sich zum Rebenlichterumzug treffen oder der Gemeindepräsident eine Ansprache hält.



Möglich gemacht hat die Schaffung eines zentrumsbildenden öffentlichen Platzes der Dialog zwischen Gemeinde und privaten Investoren, welche im Vorfeld Bauabsichten auf ihren Parzellen geäußert und so das Interesse der Gemeinde geweckt hatten. Ein Diskurs über das Potenzial und die Chancen der Parzelle nahm seinen Lauf.



Unter dem Begriff «Private Public Partnership» bildete sich eine Projektgruppe aus privater Bauherrschaft, Gemeinde und Interessenvertretern aus der Öffentlichkeit, die in intensiven Diskussionen und Workshops alle Aspekte zur Raumnutzung durchspielten: gesellschaftliche wie ökonomische, ökologische wie politische. Diverse Raumkonzepte wurden ent- und wieder verworfen. Konsens fand man schliesslich im Verkauf einer Teilparzelle an die Gemeinde. Denn mittels einer Umverteilung der Gebäudevolumen von drei auf zwei konnte wertvoller öffentlicher Freiraum geschaffen werden, der nun von zwei Palazzo-artigen Gebäudekörpern begrenzt wird. Ihre Höhe und Setzung verleihen dem neuen Centralplatz eine kraftvolle Ausstrahlung und steigern seine Präsenz in der öffentlichen Wahrnehmung.

Die vorhandenen Geländesprünge des Platzes werden geschickt als Terrasse genutzt. Durch die erhöhte Lage bietet der Centralplatz sowohl Seeblick als auch Fernsicht auf die Ostschweizer Alpen. Vor allem aber setzt er ein Zeichen für die Daseinsberechtigung von Freiräumen innerhalb baulicher Verdichtung.

Über die Rolle des Architekten heute



Der Künstler Franz Wanner war zu Gast bei Fischer Architekten und diskutierte gemeinsam mit Christian Leuner, Timo Allemann und Jürg Bumann über die Aufgaben, die ein Architekt heute zu erfüllen hat. Als lernende Organisation pflegen Fischer Architekten den interdisziplinären Dialog innerhalb ihrer Kernkompetenz.

Timo Allemann: Franz, du bist kein Architekt. Aber du bist ein wichtiger Sparringspartner für viele Architekten. Dein breites Wissen und dein Interesse darüber, wie sich Architektur entwickelt hat, indem du das Aktuelle analytisch in Beziehung zur Historie setzt, schätze ich sehr.

Franz Wanner: Kunst und Architektur funktionieren im Grunde ja sehr ähnlich. Es gilt eine Ahnung zu verkörpern, die zumindest

ein Minimum an Material benötigt. Kunst im Kopf, Architektur im Kopf gibt es nicht. Der Künstler aber – und hier liegt der Unterschied zum Architekten – ist ein Alleinunternehmer, Kunst ist eine private Angelegenheit. Architektur dagegen ist es nicht. Sie kommt immer in Nachbarschaft zu stehen.

Timo Allemann: Deine Ansicht deckt sich sehr gut mit unserem Mission Statement. Die Ausgangslage des architektonischen Konzepts beginnt mit der Interpretation des Ortes.

Franz Wanner: Diese Bezüge sehe ich heute aber zu wenig. Vor allem die Star-Architektur zeichnet sich ja vor allem dadurch aus, die Nachbarschaft zu foutieren. Ein geschapter Körper in einem Umfeld aus ortho-

gonalen Systemen funktioniert aber nicht per se, nur weil der Körper behauptet, dass er so sein muss. Die unglaublich noble Aufgabe von Architektur ist es doch zu zeigen, dass ein Gebäude weiss, wo es steht. Sei es ein Gemeindebau, ein Wohnbau oder ein Zweifamilienhaus. Wo es steht, kann ein Gebäude sichtbar machen.

Timo Allemann: Aber etwas ketzerisch gefragt: Will man denn als Architekt unscheinbar sein, indem man den Bezug, die Umgebung über alles stellt? Ist es nicht wichtig, eine Spur zu hinterlassen, als Architekt ein Zeichen zu setzen?

Christian Leuner: Ich glaube, dass die Aufgabe entscheidend ist. Wenn es um öffentliche Gebäude geht, wichtige Gebäude, die eine Stadt oder ein städtisches Gefüge prägen, dann ist eine andere Wertigkeit gefragt, dann rechtfertigt sich das Auszeichnen eines Körpers durch eine gewisse Exklusivität. Sehr oft haben wir es jedoch mit einfachen Wohnbauten zu tun, die sich nicht selbst darstellen wollen. Architektur hat immer auch konkrete Vorgaben und Funktionen zu erfüllen. Seien es Fragen zur Nachhaltigkeit, seien es technische Fragen wie Brandschutz oder Haustechnik. Der Architekt hat Pflichten zu erfüllen gegenüber dem Bauherrn und gegenüber der Öffentlichkeit, den Nutzern, dem Objekt selbst. Und hier meine ich, dass sich unsere Rolle in den letzten Jahren gewandelt hat. Die technischen Anforderungen sind höher, der Druck ist grösser geworden. Wir sind zum Koordinator geworden. Zum Diri-

genten, der ein Orchester anleiten muss, damit eine Melodie erklingt. Das Koordinieren in dieser Menge und Komplexität, dieser Dialog ist neu.

Franz Wanner: Ich glaube nicht, dass die Rolle des Architekten die eines Generalisten sein sollte. Architekten heute reden über Politik, die Widerstände in der Politik, über Soziologie, Haustechnik, Minergie. Nur höre ich nie einen Architekten über Architektur reden. Was aber ist denn die Essenz, die Seele deines Berufs?

Christian Leuner: Wir sind dazu da, um Räume zu gestalten, innen wie aussen.

Franz Wanner: Also sinnfällig zu machen, warum etwas dasteht. Heute denkt Architektur kaum noch nach. Du hast eine Bauaufgabe, einen Bauherrn, einen Bauplatz und bist gefangen in einem Korsett. Du denkst dein Gebäude, das ordnest du durch. Was aber verloren geht, ist der Bezug zum Aussenraum. Dort kollabieren die Bauten. Die Aufgabe wäre zu begreifen, dass weniger Ordnung mehr Ordnung wäre. Das finde ich das Schöne an eurem Projekt Centralplatz: Durch das Wenige, das es hat, ist es für mich eine wunderbare bipolare Sache, wo das Dazwischen fast das Wichtigere ist.

Jürg Bumann: Wenn man das jetzt auf das Architekturschaffen bezieht am einzelnen Objekt, würde das dann heissen, dass du dafür plädierst, dass man nicht alles einem zentralen Konzeptgedanken unterwirft?



Haus Wittgenstein von Ludwig Wittgenstein in Zusammenarbeit mit Paul Engelmann, Wien, 1925–1928.

Franz Wanner: Doch, es braucht ein zentrales Konzept. Aber das zentrale Konzept ist nicht das Durchgeordnet-Sein. Nehmen wir das Wittgenstein-Haus. Viele sehen es als ein rigides Ding, dabei widerspiegelt es ein Höchstmass an Beweglichkeit. Das schafft es dadurch, dass von zehn Fenstern eines – natürlich ganz bewusst – aus der Reihe tanzt. Diese Beweglichkeit, die mit dem Durchbrechen der Ordnung entsteht, findet man schon bei den griechischen Tempeln, beim Pantheon in Rom oder im Kuppelbau des Mausoleums von Theoderich in Ravenna. Ein weiteres wunderbares Beispiel für die Potenzierung von Ordnung durch Unordnung sind die Bauten von Biagio Rossetti in Ferrara.

Jürg Bumann: Übertragen wäre also die Ordnung so etwas wie die gemeinsame Sprache der Architektur?

Franz Wanner: Ja. Aber erst, wer die Sprache komplett beherrscht, kann sich die

Abweichung leisten. Und diese Abweichung ist ja nichts anderes als der Wunsch nach Beweglichkeit, nach Flexibilität. Mit Sprache kann ich ein Protokoll schreiben oder ein Gedicht. Die Aufgabe des Architekten ist es aber doch, die Sprache zum Klingen zu bringen. Ich behaupte: Wir kriegen das, wonach wir uns sehnen – bewegliche, offene Räume, die uns atmen lassen – nicht, indem wir die Architektur aus dem Ruder laufen lassen, wie dies etwa beim Kunsthaus Basel der Fall ist. Architektur muss sichtbar machen, dass darüber nachgedacht wurde. Dazu braucht es Ordnung, aber vor allem auch bewusst gesetzte Abweichungen von der Ordnung an kardinalen Stellen.

Jürg Bumann: Die Aufgabe wäre demnach, Hierarchien zu setzen. Durch die digitale Bearbeitung unserer zentralen Aufgabe sind wir ja eigentlich dazu verführt, jedes Detail mit der gleichen Wertigkeit zu bearbeiten. Mit der einfachen Skizze hingegen bringt man die Punkte, die einem am Herzen liegen oder die wichtig erscheinen, auf Anhieb und mit der entsprechenden Wertung aufs Papier.

Franz Wanner: Als Architekt muss man Hierarchien bilden und bewusstmachen. Architektur hatte schon immer die Aufgabe, das Gebäude sinnfällig abzubilden, und zwar im Äusseren. Nicht die Technik abzubilden, sondern den Körper sichtbar zu machen. Haustechnik gehört nicht dazu, die kommt dir in die Quere.

Christian Leuner: In der Praxis, im Alltag ist das nicht so einfach. Damit wir gestalten können, müssen wir heute relativ viele technische Bedingungen erfüllen können. Wir müssen diese Aufgaben verstehen. Das ist Tatsache.

Franz Wanner: Ich denke, das Rollenverständnis des Architekten heute geht auch mit dem Verlust des traditionellen Handwerkers einher. Über Jahrhunderte wusste ein Architekt, mit welchem Zimmermann oder Steinmetz er zusammenarbeiten musste und mit welchem Resultat er rechnen konnte. Die Bildhauer, die bei Alberti gearbeitet haben, waren ganz wichtige Gesprächspartner. Diese Kompetenz ist heute weitestgehend verloren gegangen.

Timo Allemann: Dies wäre bestimmt ein guter Ansatz, um Unternehmer zu motivieren, ihr Handwerk wieder ernster zu nehmen. Könnte man denn die Hauptaufgabe des Architekten darin sehen, die Tonalität eines Ortes – seine Geschichte und Atmosphäre – zu vermitteln und damit auf den Wunsch nach Beweglichkeit zu reagieren?

Jürg Bumann: Man könnte auch den Bogen zurück zur Kunst spannen und sagen: Während ein Künstler plastisch vorgeht, arbeitet der Architekt skulptural. Die Grundlagen – der Kontext – sind gegeben. Unsere Aufgabe ist es nun, die zentrale Aussage, die Essenz herauszuschälen, irgendwo aber auch locker zu lassen und den Gegebenheiten den nötigen Freiraum zu lassen.



La Congiunta, Museum von Peter Märkli und Stefan Bellwalder, Giornico, 1989–1992.

Franz Wanner: Die Congiunta von Peter Märkli in der Leventina ist ein schönes Beispiel für dieses Locker-Lassen. Der Zauber des Museumsbaus liegt gerade darin, dass Märkli das innere Fugenbild nicht durchgestaltet hat. Aber: Es ist ein bewusstes Nicht-Gestalten im Kontrast zu den Kunstwerken des Bildhauers Hans Josephsohn. Gerade das, was wir im ersten Moment als Fehler betrachten, entpuppt sich letztendlich als etwas wunderbar Freies, Offenes.

Timo Allemann: Ich bedanke mich ganz herzlich für dieses Gespräch.

Material und Kontext

Die Basis von Architektur liegt in der Fähigkeit, den Städtebau in seiner gesamten Komplexität zu interpretieren und typologisch richtig darauf zu reagieren. Immer geht es um die bewusste Eingliederung von Neuem in Bestehendes. Sichtbar und haptisch erlebbar wird der Bezug von Alt und Neu am offensichtlichsten in der Wahl und abgestimmten Komposition der Materialisierung.

Nebst der physischen Präsenz vermag das Material aber vor allem eines: eine Atmosphäre zu erzeugen, die sowohl im Aussenraum als auch beim Eintreten in das Innere eines Raumes körperlich spürbar wird und unser Befinden und Wohlfühl stark beeinflusst.

Das Zusammenspiel von Material und Kontext sinnhaft und harmonisch zu koordinieren, ist die künstlerische Aufgabe des Architekten. Das Bauen und der präzise Umgang mit Materialien bedingt dabei ein fundiertes und breites Wissen über Werkstoffe sowie die Kenntnis um deren technische Verarbeitung, Veränderbarkeit und Lebensdauer. Aber auch der Aspekt der sinnlichen Wahrnehmung eines Materials wird vorausgesetzt. Erst die ausgewogene Komposition von Materialien verleiht einem Gebäude seinen unverwechselbaren Charakter und die angestrebte Identität.

Die gezielte Anwendung des Materials Beton am Schulhaus Kreuzbühl nahe des Bahnhofs Stadelhofen in Zürich lässt sich im Kontext der

umliegenden Bestandsbauten aus Kunststein exemplarisch nachvollziehen. Auch beim Schulhaus Sonnenberg in Thalwil wird der materielle Bogen zu den Bestandsbauten aus Beton gespannt, jedoch kommt hier als zusätzliche, übergeordnete Ebene der Faktor des Wohlfühlens bei der Wahl des Materials zum Tragen: Ausgehend von der Idee, eine Schule zu schaffen, die den Schülern ein hohes Mass an Geborgenheit und Vertrautheit bietet, gehen «kalter» Beton und «warmes» Holz eine Verbindung ein, die eine vertraute Atmosphäre schafft und gleichzeitig für eine starke physische Erfahrung im Raum sorgt.

— *Timo Allemann*

Beton – die materielle Verbindung von Bestand und Neubau





Die Motivation im Schaffen von Fischer Architekten ist der Wille, Räume zu entwickeln und zu realisieren, die höchsten gestalterischen Ansprüchen gerecht werden. Räume, die sich in den Landschafts- und Stadtraum ein- anstatt anpassen. Die vertiefte Analyse und eine eigenständige Interpretation des Ortes sind für uns entscheidende Ereignisse im Entstehungsprozess und die Basis für eine adäquate Materialisierung und Konstruktion.

Beim Erweiterungsneubau der Schule Kreuzbühl – einer Institution der Freien Katholischen Schulen Zürich (FKSZ) – in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof Stadelhofen, zeigt sich dieser konzeptionelle Ansatz exemplarisch. Die Steigung hinauf zum Kreuzplatz ist geprägt von solitär in

Erscheinung tretenden Baukörpern: vom Bestandsbau der Schule Kreuzbühl einerseits, andererseits von den klassizistischen Villen aus den 1830er-Jahren, die von grosszügigen Grünräumen umgeben sind.

Um das grossflächige Raumprogramm von Alt- und Neubau der Schule Kreuzbühl möglichst sensibel in die städtebauliche Situation einzufügen, wurde das Neubauvolumen gestaffelt an den Strassensaum gesetzt, so dass die Gebäudekanten als optisch prägnante Elemente hervortreten. Das architektonische Thema der Staffelung, welches bereits bei der bestehenden Schulhaussubstanz aus den 1980er-Jahren angedeutet wird, strickt sich damit fort und schafft so die Verbindung zum städtebaulichen Kontext.



Noch eindeutiger manifestiert sich der einleitend erwähnte und prägende Leitgedanke des kontextuellen Bezugs aber zweifellos in der Wahl des Materials für den Erweiterungsneubau. Kunstsandsteinanwendungen als Natursteinersatz finden wir bei den beiden Villen bei Fenster- und Türgewänden, Gesims und Bauornamenten. Beim Bestandsbau äussert sich die Anwendung des Materials in einer dem damaligen Zeitgeist entsprechenden Elementfassade aus Waschbeton.

Bei der Materialisierung des Erweiterungsneubaus setzten Fischer Architekten logischerweise konsequent auf das Material Kunststein und schlagen damit eine Brücke in die Vergangenheit. Beton wird als klassisches Kunststeinprodukt zum Binde-

glied im Dialog zwischen alt und neu. Das Wissen um die vielfältigen Möglichkeiten im Umgang und in der Anwendung des Baustoffs machte feine architektonische Nuancierungen und Verbindungen zwischen Bestand und Neubau möglich.

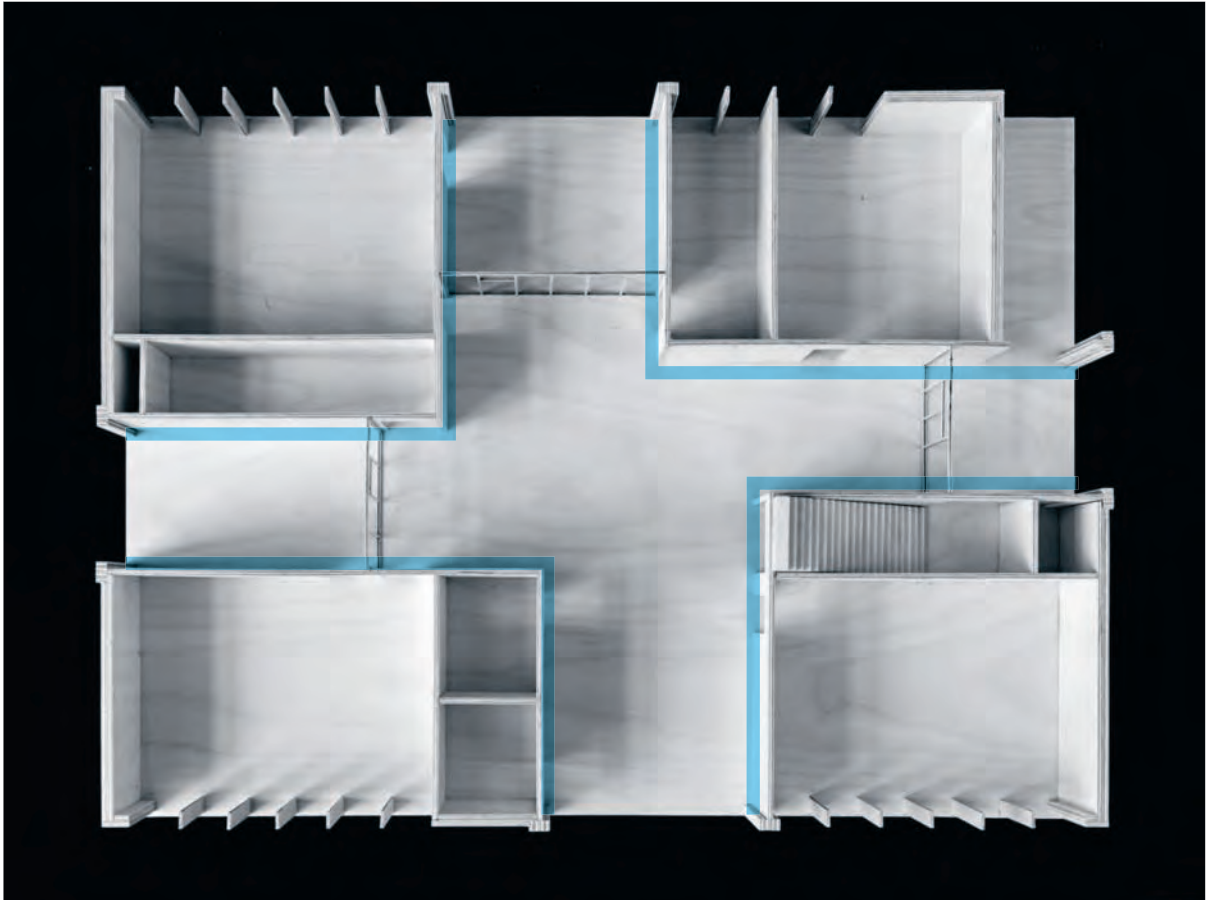
Die schalungsglatte Oberflächenstruktur sowie die ausgesandeten und geschlossenen Fugen verleihen dem Erweiterungsneubau einen monolithischen, zeitlosen Charakter, der sich eindeutig vom Bestandsbau loslöst. Obschon beide Fassaden auf demselben vorgefabrizierten Herstellungsverfahren, derselben grossformatigen Elementkonstruktion und demselben Grundmaterial basieren, unterscheiden sie sich an der Oberfläche haptisch.

Weitere Anwendungen von Beton finden wir im Innern des Erweiterungsneubaus, das geprägt ist von durch Schalungsöle leicht speckigen Sichtbetonwänden und -decken aus gegossenem Ortsbeton. Zusammen mit den geschliffenen Betonböden besitzen diese Räume eine zusätzliche architektonische Dimension. Namentlich die räumli-

che Atmosphäre, die sich hier in einer besonderen Edelhaftigkeit ausdrückt und damit einen weiteren Kontextbezug zu den altherwürdigen Villen im Quartier herstellt. Dem Material wird damit nebst seiner physischen Präsenz auch eine emotionale Ebene zuteil.



Schulanlage Sonnenberg – bewusst anders erweitert



Obgleich eine Schule ein öffentliches Gebäude ist, müssen Schüler und Lehrer es sich aneignen, muss Privatsphäre geschaffen werden können. Diese Ambivalenz – in Material, Stimmungen und Ausdruck übersetzt – prägen das Projekt Sonnenberg in Thalwil. Wie bereits bei der Schule Kreuzbühl in Zürich handelt es sich auch hier um die Entwicklung eines Erweiterungsneubaus zu einem bestehenden Schulhauskomplex. Im Gegensatz zu jenem Projekt gliedert sich dieses Gebäude aber in ein komplex gestaltetes Ensemble aus den 1970er-Jahren ein.

Die Grundstruktur des Erweiterungsneubaus ergibt sich aus vier Winkeln, welche die vier Haupträume und einen Binnenraum bilden.

Städtebaulich sucht der Neubau nach einer autonomen, zeitgemässen Lösung, welche die Schulanlage als Gesamtkomplex stärkt. So kommt er volumetrisch zwischen der Turnhalle und den kleinteiligen, gestaffelten Klassenzimmertrakten zu liegen, während er durch seine Setzung den Abschluss derselbigen bildet. Seinen Ausdruck schöpft er aus seiner strengen inneren Grundstruktur aus vier Haupträumen und einem Binnen-

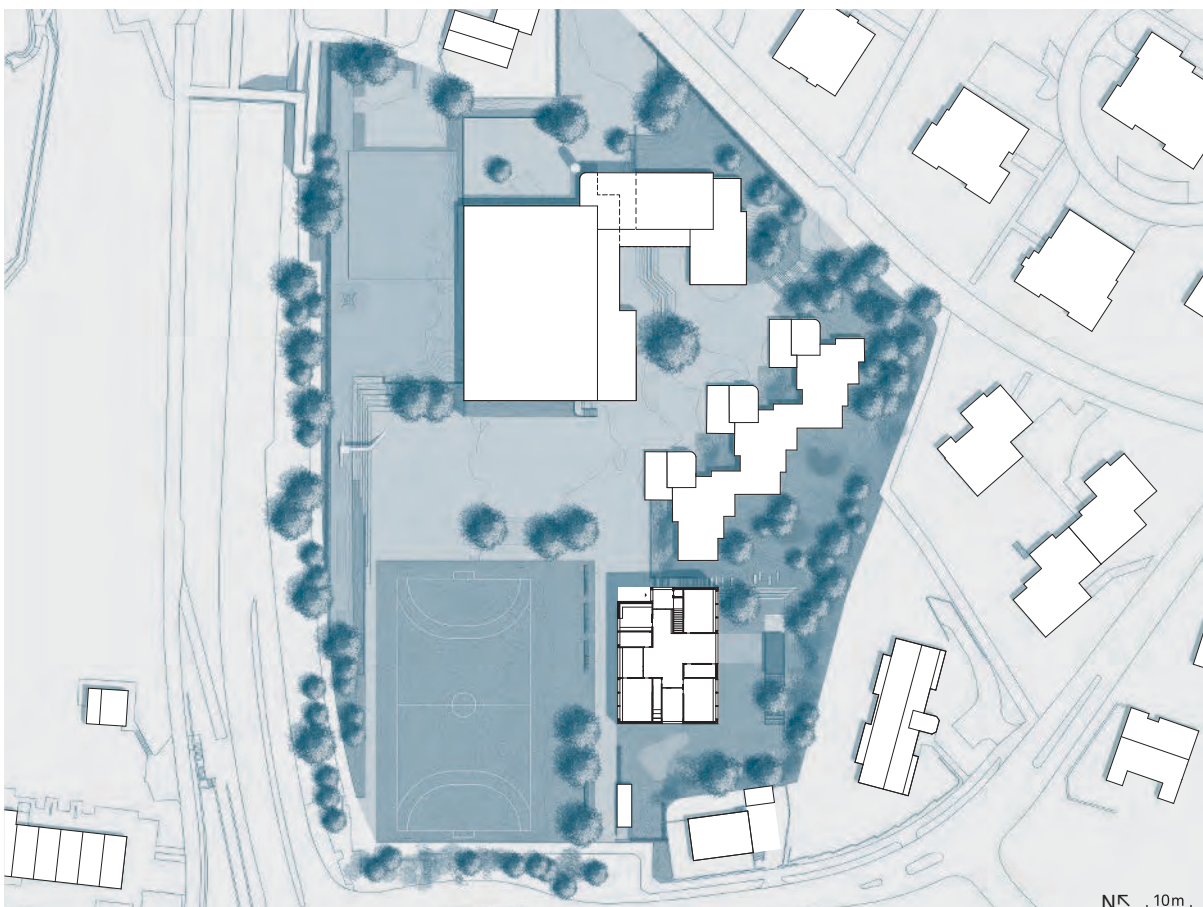
raum, der als Begegnungszone dient, aber auch für Workshops, Ausstellungen oder Apéros genutzt werden kann.

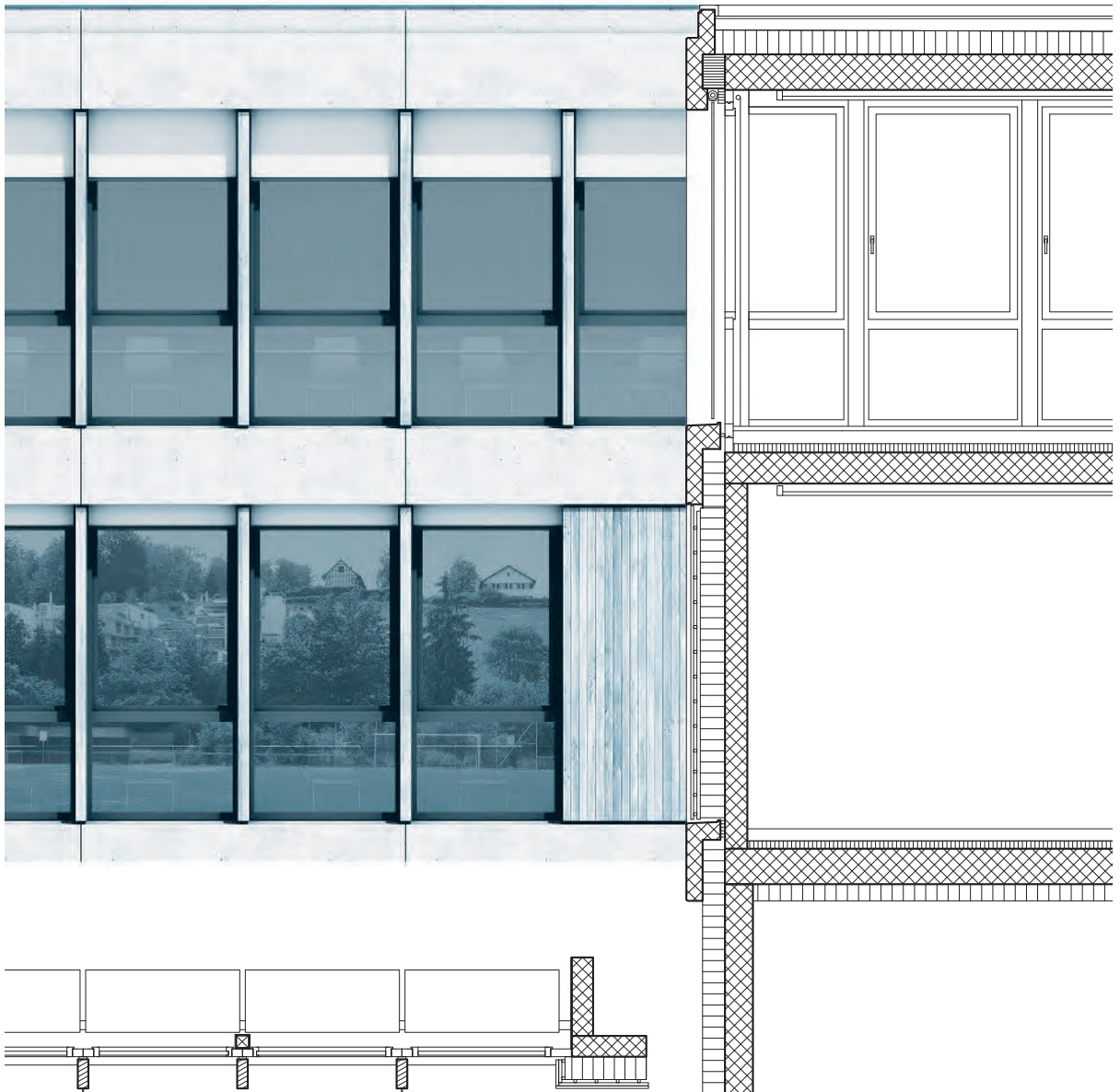
Der öffentliche Charakter dieses mehrfach nutzbaren Raums manifestiert sich in einer harten, robusten Materialität aus Beton und Terrazzo. Als Gegenpart dazu sind die intimeren Klassenräume mit Holzböden und Tapeten weicher und wärmer materialisiert.

Das Konzept der räumlichen und materiellen Dualität im Inneren projiziert sich auf die Fassade: Betonelemente zeichnen die Tragstruktur und die raumbildenden

Sichtbetonwände an der Fassade nach, während die Unterrichtsräume in einer Hülle aus hinterlüfteter vertikaler, unbehandelter und lediglich vorvergrauter Zedernschalung gefasst sind.

Die Verwendung des Materials Beton ist aber nicht nur in seiner Robustheit und Härte begründet, sondern kann auch als Reminiszenz an die ursprüngliche Fassade der Schulanlage aus Sichtbeton verstanden werden. Im Zuge der umfassenden Sanierung von 2012 und heutiger Dämmvorschriften hat der Bestand seine ursprüngliche Materialität jedoch leider eingebüsst.





Der Erweiterungsneubau ist in der Rohheit seiner Materialien eine sanfte Erinnerung an die Ursprungsidee des Architekten Hans Zangger: ohne didaktisch zu sein, sondern mit einer eigenständigen Kraft. Die Materialisierung wird dabei als Stellschraube zum Kontext gesetzt: anlehnen, abgrenzen, eingliedern, erinnern.

Die Dualität im Innern manifestiert sich im Äußern. Betonelemente zeichnen den Binnenraum nach, während eine Holzverschalung die Klassenräume fasst.



Raum und Struktur

«Raum an sich ist nichts!» Mit dieser lakonischen Bemerkung zum eigentlich zentralsten Motiv architektonischen Schaffens verweist der österreichische Architekt Adolf Krischanitz auf die immanente Abhängigkeit des architektonischen Schaffens von strukturellen Gegebenheiten unterschiedlichster Provenienz. Raum kann ohne Struktur weder gedacht noch gebaut werden. Und auch Struktur bedarf, will sie denn zum Ausdruck gebracht werden, des landschaftlichen oder architektonischen Raums.

Bis vor 200 Jahren gab es keine Trennung zwischen Architektur und Ingenieurwesen. Der Baumeister war Träger und Garant sinnlichen Gestaltungswillens und rational fundierter Konstruktion in Personalunion. Gleichermassen war die Auseinandersetzung mit Form, Raum und Konstruktion selbstverständlicher und integraler Bestandteil baumeisterlichen Schaffens.

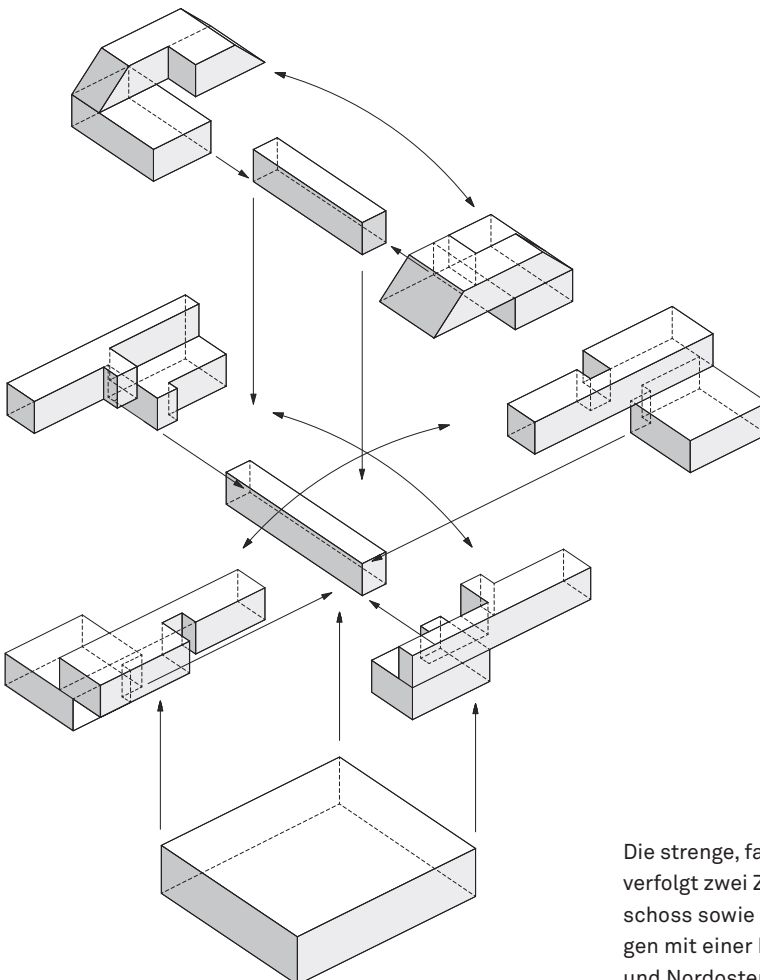
Heute lässt die Zusammenarbeit zwischen Architekten und Ingenieuren solches Selbstverständnis nicht selten vermissen. Architektonische Stilblüten und rationale Zweckbauten sprechen zuweil eine eigene, unvereinbare Sprache. Die zunehmende Segregation baumeisterlichen Schaffens in verschiedene Disziplinen lässt sich – der wachsenden Komplexität der einzelnen Fachbereiche geschuldet – nicht vermeiden. Umso wichtiger ist es deshalb, dass künstlerische und

rationale Motive den Entwurf bei Gestaltern und Ingenieuren gleichermaßen prägen und durch stete und intensive Zusammenarbeit zu einem ganzheitlichen Resultat führen.

Nachfolgend werden drei Strategien räumlich-strukturellen Zusammenspiels exemplarisch vorgestellt. In einem Projekt, programmatisch bestimmt durch urbane Kleinwohnungen und eine erdgeschossig angeordnete Autowerkstätte, suchen Raum und Struktur nach technischer, gestalterischer und ökonomischer Optimierung – den Anforderungen automobilen Designs durchaus nicht unähnlich. In der Wettbewerbsaufgabe für ein neues Verwaltungsgebäude in Bülach wird die Tragstruktur gestalterisch überformt, sodass der im Kontext relativ bescheiden in Erscheinung tretenden Volumetrie gebührende Präsenz zuteil wird. Und schliesslich wird bei einem Projektvorschlag für eine raumgreifende Schulanlage in eher beengter Situation die Konstruktion in ihrer Dimension maximal verfeinert, um dem Objekt, trotz seiner schieren Grösse, eine leichte und transparente Gestalt zu verleihen.

— *Jürg Bumann*

Une machine à habiter oder Wohnen in 14 Zylindern über der Autowerkstatt



Die strenge, fast maschinell anmutende Grundrisstypologie verfolgt zwei Ziele: ein ideales Werkstattlayout im Erdgeschoss sowie über zwei Geschosse hin versetzte Wohnungen mit einer beidseitigen Ausrichtung nach Südwesten und Nordosten.



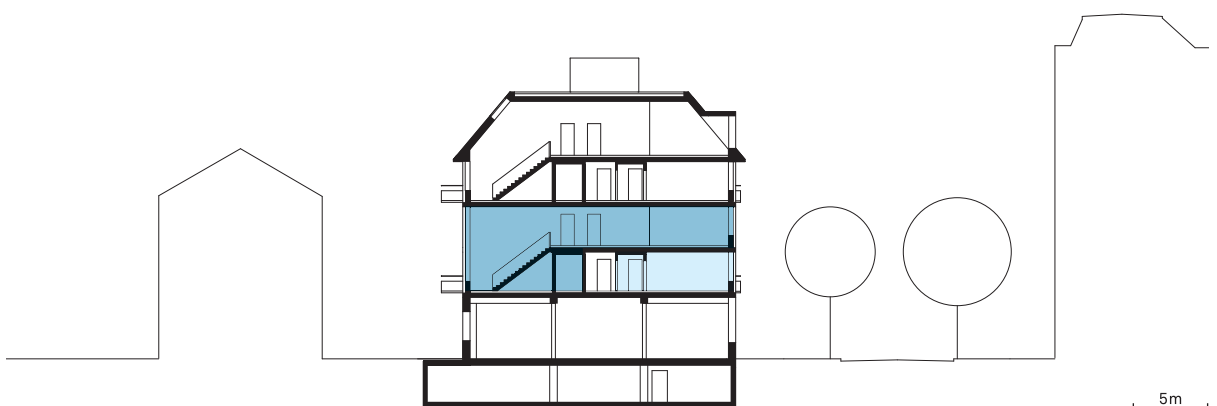
Gerahmt von Dufour- und Bellerivestrasse, ist der Projektperimeter für den Ersatzneubau des Wohn- und Werkstattgebäudes im Zürcher Seefeld geprägt durch die städtebauliche und architektonische Heterogenität seiner Nachbarschaft. Blockrandfragmente, Wohnzeilen und Punkthäuser besetzen das unmittelbare Umfeld. Vermittelnd zwischen diesen divergierenden Haltungen sucht das Projekt nach struktureller und räumlicher Klärung der Situation.

Das geforderte Raumprogramm setzt überdies nicht minder anspruchsvolle Rahmenbedingungen an Struktur und räumliche Ausprägung des Gebäudes. Im Erdgeschoss wird der benachbarte, eher beengt funktionierende Betrieb einer Porsche-Werkstätte um sieben grosszügige und moderne Arbeitsplätze erweitert. Um in diesem Bereich eine Hallenstruktur von hoher Flexibilität und repräsentativer Ausstrahlung bieten zu können, wird die Eingangshalle der obergeschossig liegenden Wohnungen auf minimaler Fläche konzentriert und in möglicher Randlage angeordnet.

Das Layout der Obergeschosse hat den Anspruch, möglichst sämtliche Wohnungen von den sehr unterschiedlichen Qualitäten der beiden Hauptausrichtungen profitieren zu lassen. Die Wohnungen sind zweigeschossig organisiert und gliedern sich über die Etagen in einen Tagesbereich auf Eingangsniveau und einen Nacht- respektive Privatbereich in den jeweils darüberliegenden Geschossen. Ein moderat dimensionierter zweigeschossiger Raum verleiht – als Reminiszenz an das bürgerliche Wohnen im Quartier – jeder Wohnung eine zurückhaltende Grandezza. Die hohen Fenster und

die anliegenden Wände leiten das natürliche Licht bis tief ins Innere des Gebäudes.

Es resultieren urbane Kleinwohnungen, welche, als räumliche Zylinder ausformuliert, die gesamte Gebäudetiefe von 18 Metern durchmessen, den ganzen Tag besonnt sind und natürlich quergelüftet werden können. Fast sämtliche Wohnungen nehmen Anteil am urbanen Leben der nordseitig gelegenen Dufourstrasse und profitieren gleichwohl von der hervorragenden Aussicht aufs Zürcher Seebecken wie auch die malerischen Flanken der Albiskette im Süden.



Der Baukörper ist in seiner strukturellen und räumlichen Ausformung zweiseitig orientiert. Die Wohnungen organisieren sich über die gesamte Gebäudetiefe von 18 Metern hinweg über zwei Etagen.

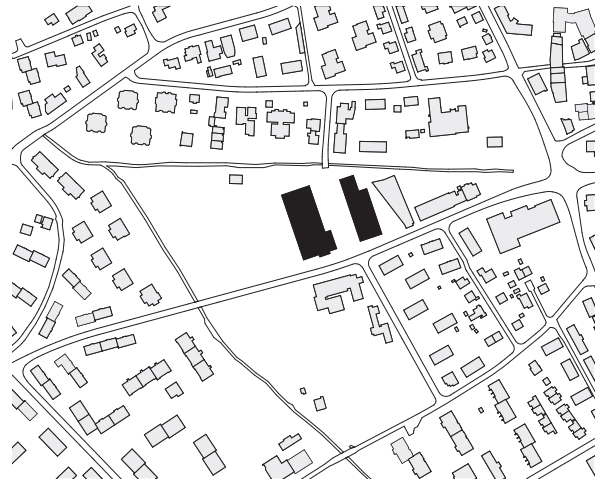


Die einzelnen Wohnzylinder werden durch eine in Gebäudelängsrichtung verlaufende, innenliegende «rue intérieure» vom lateralen Treppenhaus her erschlossen. Durch präzise Lichtführung gelangt das Tageslicht über die Wohnzylinder bis tief in die Gebäudestruktur und gliedert die innere Strasse in atmosphärische Abschnitte.

Wohnen in «Zylindern», erschlossen über eine horizontale, rhythmisierte «Welle» mit lateral gelegenen Treppenhaus als Koppelung oder «Transmission» ins Erdgeschoss: nicht ohne Absicht steht der räumlichen und strukturellen Ausprägung dieses Projekts die stets funktional gedachte, immer aber auch emotional aufgeladene Morphologie automobiler Antriebssysteme Pate.

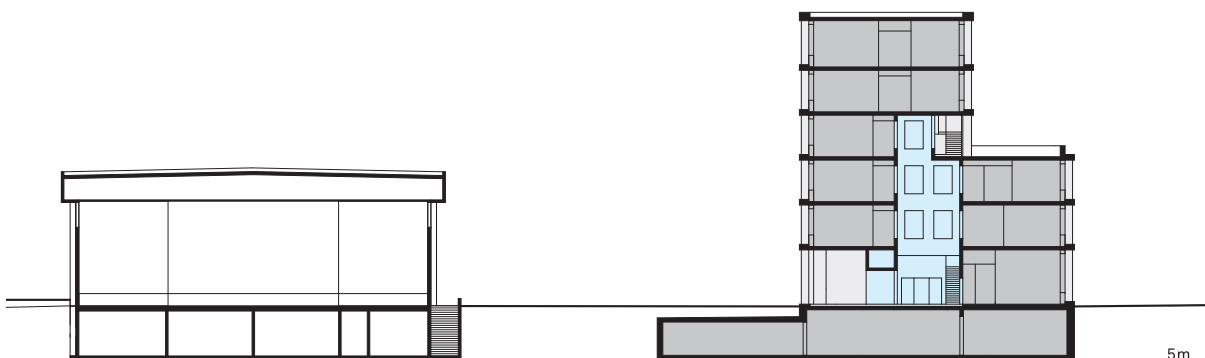
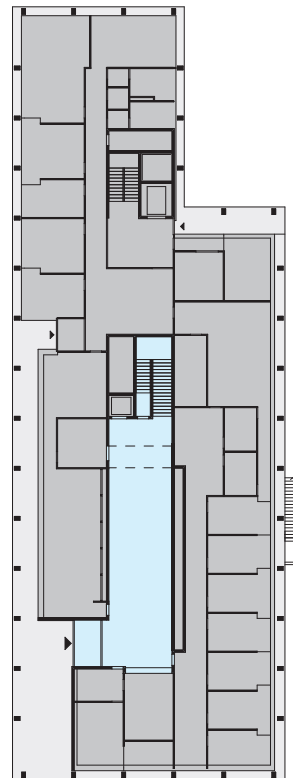
Grosser Auftritt in der «Teppichsiedlung»

Wie das Gros der öffentlichen Bauten neueren Datums findet auch das geplante zentrale Verwaltungsgebäude in Bülach seine Adresse nicht mehr an gebührender Stelle im gewachsenen Stadtzentrum, sondern wird Teil werden eines städtebaulich recht undifferenzierten Siedlungsteppichs des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Zusammen mit einer bestehenden Veranstaltungshalle fasst der Wettbewerbsbeitrag von Fischer Architekten eine leicht erhöhte, karthesianisch angelegte Agora.



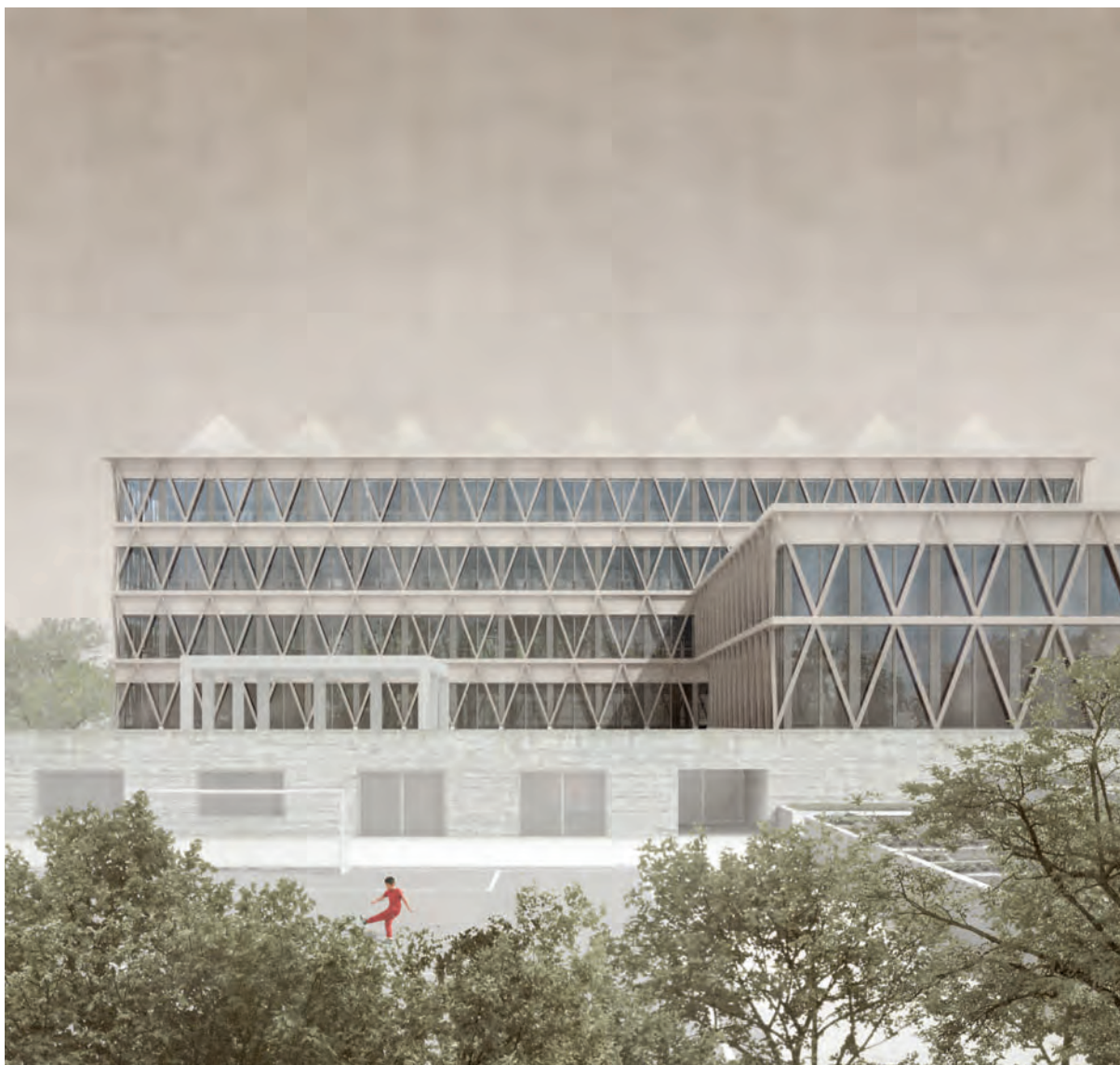
Durchlaufende Geschossdecken und ausenliegende, archaisch anmutende Stützen verleihen dem Gebäude eine zurückhaltende, kräftige Monumentalität. Die Gebäudevolumetrie sucht in ihrer Höhenentwicklung und Tiefenstaffelung nach Vermittlung zwischen den vorherrschenden, eher kleinmassstäblichen Wohnbaustrukturen einerseits und einer gebührenden Präsenz zum Platz und zur benachbarten Grosshalle hin andererseits.

Die morphologische Geste des Gebäudes nach aussen findet ihr räumliches Pendant im Inneren der Volumetrie in Form einer mehrgeschossigen, in der Höhe gestaffelten Eingangshalle. Analog einer barocken Schnittfigur vermittelt die Gebäudemasse – als «poché» – massstäblich differenziert zwischen äusserer Form und innerer Raumfigur.



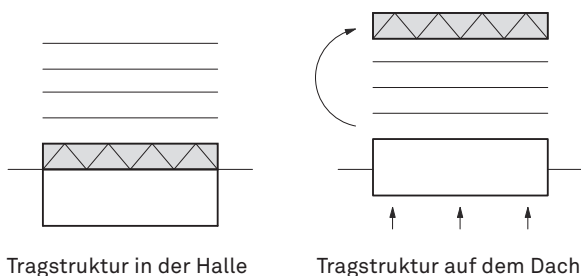
Die Aussengestalt des Wettbewerbsbeitrags findet sich in der grosszügigen Halle im Innern des zentralen Verwaltungsgebäudes wieder. Die Gebäudehülle lässt viel Licht und Transparenz in den öffentlichen Bereichen zu, ermöglicht gleichzeitig aber auch eine angemessene Intimität in den Wartebereichen im Erdgeschoss.

Hybrid – ein Dach, das getragen wird, um zu tragen



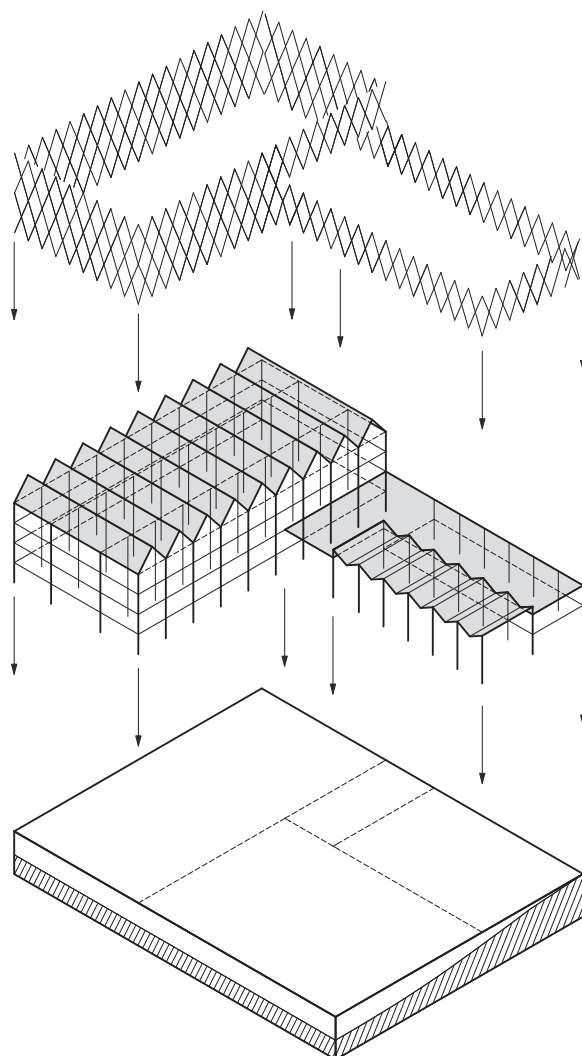
Wie schon im Entwurf für das Verwaltungsgebäude in Bülach verfolgt auch der Wettbewerbsbeitrag für das Schulhaus Freilager an der Flurstrasse 130 in Zürich eine klare, sehr strenge Gebäudestruktur, die aber gerade in ihrer Konsequenz ein äusserst flexibles Raumkonzept erlaubt. Die Schule selbst ist horizontal gegliedert in den Be-

tonsockel, der zwei grossvolumige Sporthallen in den Komplex integriert, sowie einen viergeschossigen, auf der Doppelturhalle sitzenden Holzbau. Mithilfe der sichtbaren Tragstruktur der Holzbalckendecke lässt sich die Oberfläche des Baukörpers und damit die thermische Speicherfähigkeit mehr als verdoppeln.



Anstelle einer Tragstruktur über der Turnhalle ermöglicht die Positionierung der Tragstruktur auf dem Dach eine massive Reduktion der Geschosshöhe. Die Doppelturnhalle profitiert so von direktem Sonnenlicht und muss nicht bis unter die Erdoberfläche gebaut werden.

Als Tragwerk des gesamten Gebäudekomplexes dient ein Faltdach aus zu Dreiecken geneigten Stahl-Holz-Hybridträgern. Die Stahl-Holz-Hybridträger auf dem Dach, welche das Gebäude in Querrichtung überspannen, sind an der Aussenfassade auf Holzstützen aufgelagert. Ihre rautenförmige Anordnung über der Turnhalle steift nicht nur das gesamte Gebäude aus, sondern verleiht ihm gleichzeitig seine charakteristische Identität.



Die Hybridträger des Faltdaches bestehen aus Ober- und Untergurten aus Stahl, mit einer Füllung aus grossformatigen Brettsperrholzplatten (BSP). Die BSP-Füllungen übernehmen die Schubkräfte zwischen den beiden Stahlgurten. Die dabei entstehenden Zugkomponenten werden über vorgespannte Zugstangen aufgenommen.

Programm und Umwelt

1987 publizierte die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung den nach ihrer Vorsitzenden Gro Harlem Brundtland benannten Bericht «Our common future». Der Brundtland-Bericht verlangt nach einer Strategie, die Entwicklung und Umwelt zusammenbringt. Nachhaltige Entwicklung basiert dabei auf den drei Säulen Gesellschaft, Umwelt und Wirtschaft. Daran orientiert sich auch die Empfehlung für nachhaltiges Bauen des SIA (SIA 112/1 2004).

Entscheidend ist, dass die drei Bereiche nicht einzeln für sich verstanden werden können, sondern immer im Kontext zu den Kriterien der anderen Bereiche stehen. Wohlbefinden und Gesundheit beispielsweise (als Teilaspekt von Gesellschaft) werden beeinflusst vom Ausmass der landschaftlichen Artenvielfalt (Umwelt). Die Betriebsenergie eines Quartiers (Umwelt) hat wiederum Einfluss auf dessen Betriebs- und Unterhaltskosten (Wirtschaft).

Gerade im Bereich Betriebsenergie sprechen die Zahlen Klartext: 2,3 Millionen Gebäude in der Schweiz beanspruchen heute rund die Hälfte des gesamten Schweizer Energieverbrauchs. 40 Prozent davon entfallen auf Betriebs- und Unterhaltskosten wie Heizung, Warmwasser, Lüftung, Klima, Geräte oder Beleuchtung.

Mit dem Projekt Worblaufen in Ittigen bei Bern im Rahmen von «Plusenergie-Quartiere» leisten Fischer Architekten einen wichtigen Beitrag zu

einem nachhaltigen Versorgungskonzept. Dieses basiert auf sehr geringen Verbrauchswerten sowie der Deckung des Bedarfs mit Strom aus Photovoltaik-elementen auf dem Dach und Wärme aus dem Fernwärmeverbund. Gleichzeitig hinterlässt das Projekt einen minimalen ökologischen Fussabdruck und fördert das gemeinschaftliche Wohnen mit regem sozialem Austausch.

Auch das vorgestellte Projekt für eine neue Wohnsiedlung in einer Gemeinde am Zürichsee hat sich hohe Ziele gesteckt. Hier gilt es, trotz aktueller Umwelteinflüsse wie einer hohen Lärmbelastung von der attraktiven Lage nahe des Zürichsees und der Rebberge zu profitieren. Daneben wird durch eine geschickte Grundrisstypologie eine Verdichtung um rund 40 Prozent ermöglicht, ohne die landschaftlichen Qualitäten zu beeinträchtigen.

— *Christian Leuner*

Plusenergie-Areal in Ittigen – ein Projekt mit Leuchtturmcharakter



Im Rahmen des Projekts «Plusenergie-Quartiere», gefördert von der Hauptstadtregion Schweiz (www.hauptstadtregion.ch), haben sich Fischer Architekten im Januar 2017 mit ihrem Wettbewerbsbeitrag für die neue Wohnsiedlung am Aareufer in Ittigen bei Bern gegen vier starke Mitbewerber durchgesetzt. Gefordert war eine «Siedlungsentwicklung nach innen» mit maximaler Ausnützung, eine dem Standort angemessene architektonische Qualität

hinsichtlich Volumetrie, Gesamtwirkung und Gestaltung sowie eine nachhaltige, ressourcen- und klimaschonende Bauweise. Die geplante Wohnsiedlung unter der Bauherrschaft der CPV soll im Rahmen von «Plusenergie-Quartiere» als Pilotprojekt mit Leuchtturmcharakter dienen. Die Plusenergie-Bauweise strebt eine nachhaltige Entwicklung im Gebäudebereich an, wobei das Quartier mehr Energie erzeugt, als für den Eigenbedarf benötigt wird. Darüber

Der Wettbewerbsbeitrag «Sinuoso» überzeugte die Jury insbesondere wegen seiner gründlichen Auseinandersetzung mit der bestehenden Topografie der Parzelle sowie der effizienten Konzentration auf nur rund der Hälfte des vorhandenen und baurechtlich zur Verfügung stehenden Baulands.

Der in höchstem Masse ökologische Ansatz vereint unterschiedliche Ansprüche an Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaftlichkeit und bietet maximale Lebensqualität bei minimalem Ressourcenverbrauch.

Mögliche Nutzungen EG:

- 1 Kindergarten
- 2 Nachhilfe
- 3 Gemeinschaftsraum
- 4 Physio
- 5 Büro

hinaus sollen mittels Integration und Vernetzung neuer smarter Technologien Synergien innerhalb des Quartiers genutzt werden, die einen ökologischen, ökonomischen und sozialen Vorteil zur Folge haben. In diesem Sinne orientiert sich das Projekt «Sinuoso» am Drei-Säulen-Modell einer nachhaltigen Entwicklung, dessen Ziel es ist, die ökologische, ökonomische und soziale Leistungsfähigkeit einer Gesellschaft sicherzustellen beziehungsweise zu verbessern.

Der ökologische Grundgedanke des Projekts äussert sich in der Konzentration des



Baufeldes auf dem oberen Teil der Parzelle, also nur rund der Hälfte des baurechtlich zur Verfügung stehenden Baulands. Der hochwertige Landschaftsraum an der Aare, insbesondere der Hangfuss und die Uferschutzzone, kann so dauerhaft freigehalten und als Naherholungszone genutzt werden. Erschlossen wird das neue Quartier über die gut zugängliche Worblaufenstrasse oberhalb des Baufeldes. Die dichte Setzung der Gebäudekörper hinterlässt einen kompakten ökologischen Fussabdruck, der sich behutsam in den hochwertigen landschaftlichen Kontext einfügt.



Der Quartierweg von der Worblaufenstrasse in Richtung Fluss verbindet den Ort der Ankunft mit dem Parkraum am Aareufer. Der örtlichen Topografie folgend, verläuft der Weg wellenartig entlang des alten Terrainverlaufs. Die Baukörper sind am Quartierweg ausgerichtet. Durch die leichte Drehung der sechs polygonen Baukörper entstehen vielfältige, nicht orthogonale Aussenräume zur öffentlichen und privaten Nutzung. Der Quartierweg ist somit die Hauptschlagader des Quartiers: Hier findet das öffentliche Leben statt, ist Austausch und nachbarschaftliches

Miteinander möglich. Denn Wohnen heisst mehr als essen, schlafen und TV schauen.

Dieser Erkenntnis folgend, sind in der relativ dichten Siedlungsstruktur in den überhohen Erdgeschossen öffentliche Nutzungen in verschiedenen Kombinationen geplant: Ateliers, Kleinläden, Kita, Physio- und Sozialräume lagern sich gut zugänglich um Plätze, Aktivitäts- und Eingangsräume.



Abgeleitet vom städtebaulichen Konzept entstehen polygonale, aus dem Dreieck entwickelte Baukörper mit vier- bis sechspännigen Dispositionen. Dieser Typus ermöglicht trotz der baulichen Nähe zueinander überraschende Weitblicke innerhalb der Siedlung und hinaus in den Landschaftsraum mit Blick auf Fluss und Alpen. Die reduzierte Gebäudestruktur – bestehend aus mehrspänniger Basisstruktur mit innenliegendem Treppenhaus, Nutz- und Zimmerschicht – ist bautechnisch äusserst wirtschaftlich. Die klare Grundrissstruktur erlaubt hohe Flexibilität und einen breiten Wohnungsmix für Jung und Alt. Einlieger-,

Mansarden-, Mehrgenerationenwohnen und weitere Modelle sind denkbar. Der modulare Aufbau der Struktur garantiert eine langfristige Attraktivität des ganzen Quartiers.

Der minimierte Energiebedarf zur energetischen Selbstversorgung nach Massstäben eines Plusenergie-Quartiers wird mittels Fernwärme (zu mindestens 75 Prozent aus erneuerbaren Quellen) und Sonnenstrom aus den Photovoltaik-Elementen auf dem Dach gedeckt. Das innovative Konzept sorgt mit sparsamen Einrichtungen, Wärmerückgewinnung und Stromspeichern für einen effizienten Energieeinsatz.

Die Tücken der zunehmenden Lärmbelastung





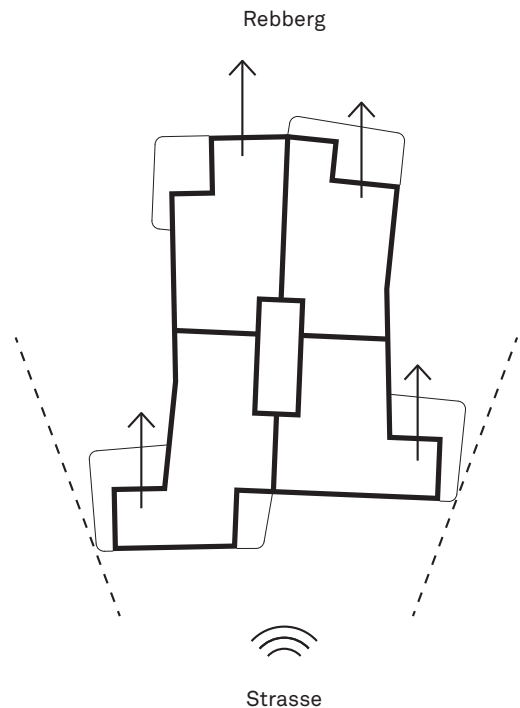
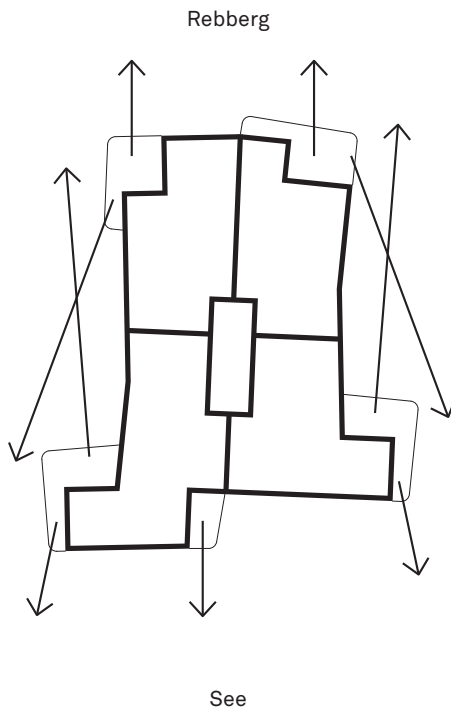
Die Entwicklung von neuem Wohnraum im Kontext zum umliegenden Bestand setzt Architekten in Zeiten des verdichteten Bauens vor grosse Herausforderungen. Ganz besonders dann, wenn die Vorzüge von Aussicht und Weitblick in krassem Gegensatz zur aktuell gemessenen Lärmbelastung stehen. Es gilt, auf veränderte Umwelteinflüsse zu reagieren und neue Wohntypologien zu entwickeln, die ein attraktives Leben im verstädterten Raum auch weiterhin möglich machen.

Die geplante Wohnsiedlung liegt an der Seestrasse, der Hauptverkehrsstrasse am rechten Zürichseeufer, zwischen dem historischen Zentrum der Gemeinde und einer grösseren Wohnüberbauung Stadt auswärts.

Im Studienauftrag für eine geplante Wohnsiedlung in einer Zürichsee-Gemeinde galt es im Besonderen, zwei entscheidende Qualitäten zu berücksichtigen: zum einen den Weitblick hin zum See und nach Westen hin, zum andern den Blickbezug zum nahegelegenen Rebberg im Osten.

Der typologische Lösungsansatz bestand darin, den Verkehrslärm mit einer strassen-
seitig breiteren Fassade «abzuschirmen»
und sämtliche Lüftungsfenster auf der
lärmbegünstigten Seite in Richtung zum
Rebberg anzulegen. Der einmalige Ausblick
auf den Zürichsee und in Richtung Westen
bleibt in allen Wohnungen gewährleistet. Im
Gegenzug kann der Geräuschkulisse durch
die Hauptstrasse auf diese Weise maximal
entgegengewirkt werden.

Dass es in Bezug auf Lärmimmission heute
strengere Baugesetze einzuhalten gilt als
noch vor ein paar Jahren, hat seine Berech-
tigung. Gesundheit und Wohlbefinden sol-
len entsprechend berücksichtigt werden,
wenn es um die Entwicklung neuen Wohn-
raums geht. Der historisch gewachsene
Siedlungsraum entlang von Strassenzügen
darf dabei aber nicht ausser Acht gelassen
werden.



Die Ausrichtung der Fenster und Balkone macht den See
im Westen sowie den Rebberg im Osten erlebbar. Ein
minimalisiertes Treppenhaus hält die vier Wohnungsein-
heiten im Innern zusammen.

Eine klare Gebäudetypologie mit Lüftungsfenstern, die
nach Osten zum Rebberg hin ausgerichtet sind, schützt
vor der Geräuschkulisse der Hauptstrasse.



Für uns heisst dies, Gebäude auch weiterhin in Bezug zum öffentlichen Raum zu setzen und das Haus als Teil der Stadt zu denken. Eine programmatische Antwort darauf bietet das vorliegende Konzept aber nicht nur innerhalb des Bauperimeters. Der prämierte Studienauftrag denkt über seine Grenzen hinaus. Mit der Setzung von vier Baukörpern – anstatt eines einzigen langen Gebäudekörpers – ermöglicht er auch den Bewohnern im Rücken der neuen Wohnsiedlung und am Fusse des Rebbergs grosszügige Durchblicke auf das nahe Wasser.

Werkstatt und Skizzen

Das Streben nach Reduktion und Einfachheit ist im Leitbild von Fischer Architekten fest verankert. Der Leitgedanke bezieht sich dabei nicht nur auf die Konzeption und Konstruktion, sondern auch auf die Art und Weise des Entstehungs- und Entwicklungsprozesses – die Ideenschmiede. Das Skizzieren von Hand nimmt im Schaffen von Fischer Architekten eine relevante Rolle ein.

Etabliert hat sich die Skizze insbesondere, da mit ihr von Anfang an einfache Denkansätze erzielt werden können. In ihrer Abstraktion und Reduktion legt sie den Fokus auf das Wesentliche, ermöglicht gleichsam aber eine hohe Flexibilität und Variabilität. Dies hat sich besonders im direkten Austausch mit Kunden bewährt, namentlich in der unmittelbaren Adaption an zusätzliche oder neue An- und Herausforderungen.

Wo digitale Anwendungen auf die Genauigkeit von Daten angewiesen sind, spielt die Skizze als zusätzliche – nicht gegensätzliche – Komponente mit den analogen Möglichkeiten und der Ungenauigkeit. Es sind die zwei Seiten einer Münze, die mit ihrer je unterschiedlichen Herangehensweise an eine Aufgabe ein komplettes, komplexes Bild zeichnen.

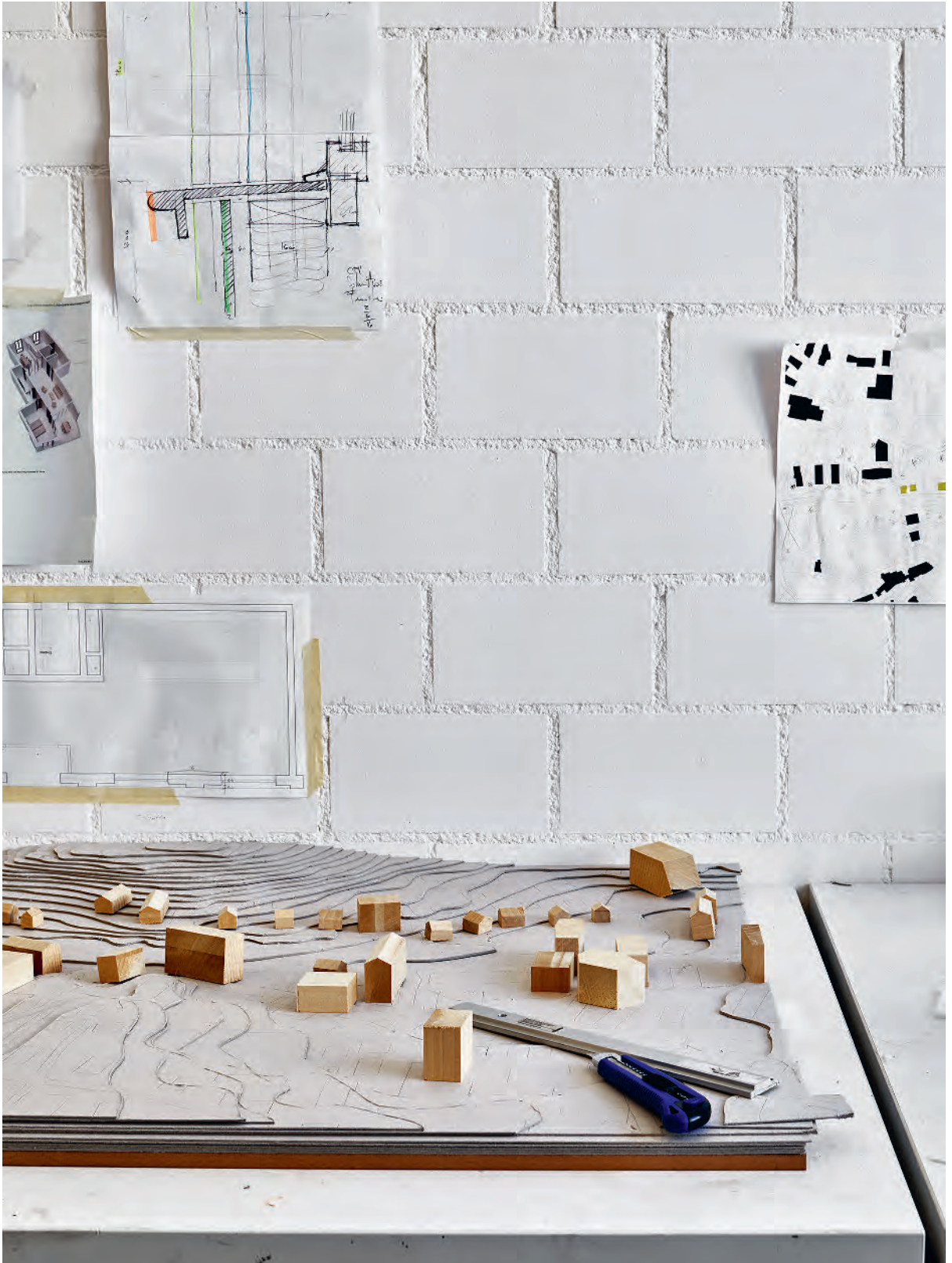
Geburtsstunde und zugleich Work in Progress: Die Skizze ist ein wichtiges Rad im Getriebe des Büros, welches als Werkstatt nach klassischer Definition verstanden werden kann. Hier wird – im übertragenen und im wörtlichen Sinn – gefeilt und

geschliffen. Werkstatt heisst neben Manufaktur aber auch Labor. Im Dialog zwischen Skizze und Modell wird Bestehendes immer wieder neu auf Herz und Nieren geprüft, verworfen, weiterentwickelt und perfektioniert. Aus der anfänglichen Arbeit mit der Ungenauigkeit entstehen so mehr und mehr die angestrebten, eindeutigen architektonischen Strukturen sowie logische und dauerhafte Konstruktionen.

Das folgende Kapitel gibt erste Einblicke in aktuelle Themen und Projekte, welche die Werkstatt von Fischer Architekten derzeit beschäftigen.

— *Sarah Schumacher*

Ein Blick in die Werkstatt von Fischer Architekten





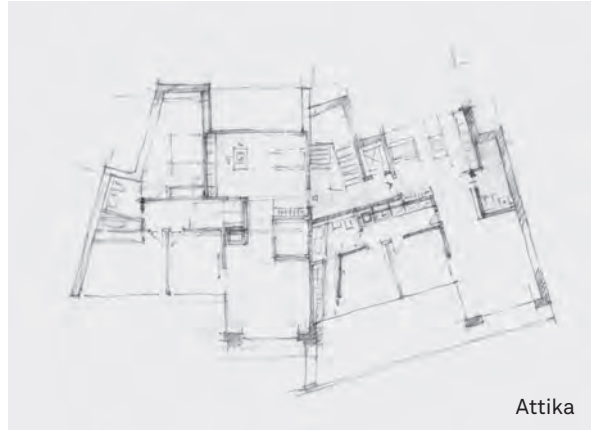
Entwurf im Rahmen der Machbarkeitsstudie für die Zentrumsentwicklung und Quartiererweiterung in Affoltern am Albis.



Das Areal um den Bahnhof Affoltern am Albis besitzt städtebauliches Potenzial und soll als neues Zentrum und Ort der Öffentlichkeit ausgebildet werden. Als wichtige Schnittstelle wird sie die bestehenden Quartiere mit dem historischen Dorfkern verbinden. Die Zentrumsbildung als Weiterentwicklung der bestehenden Dorfstruktur soll durch eine verträgliche Verdichtung einen Mehrwert für die Bevölkerung schaffen.



1.OG



Attika

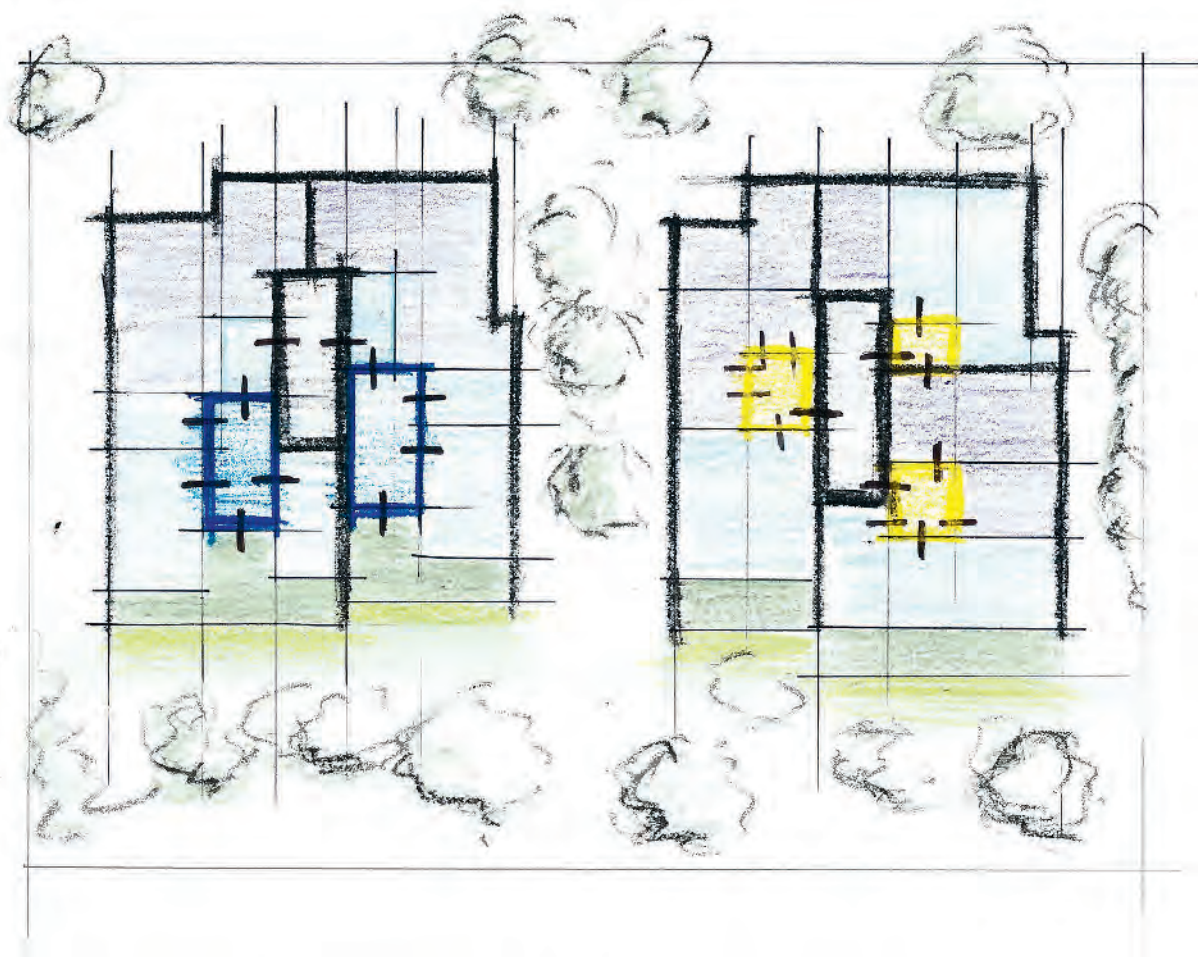
Das geplante Mehrfamilienhaus in Oberglatt kommt auf einer ehemaligen Landwirtschaftsfläche zu stehen. Der präzise definierte bauliche Eingriff strebt einen möglichst hohen Erhalt des Landschaftsraums an. Die Gliederung des Baukörpers minimiert die Wirkung der Baumasse und orientiert sich mit seiner gefächerten Struktur an der Topografie der Landschaft. Grosszügige Sonnenterrassen sind prägende Merkmale und beeinflussen auch die Raumstruktur im Innern. Der differenzierte Wohnungsspiegel erlaubt ein durchmischtes mittelständisches Wohnen und eröffnet an leicht erhöhter Lage den Blick auf den historischen Dorfkern.

Die verwinkelte Kubatur reagiert differenziert auf die vorhandene Topografie und Landschaft. Die Orientierung der Hauptfassade hin zu Aussicht und Sonne – mit dem Flughafen Kloten im Rücken – erlaubt eine hohe Wohnqualität trotz Lärmimmissionen.



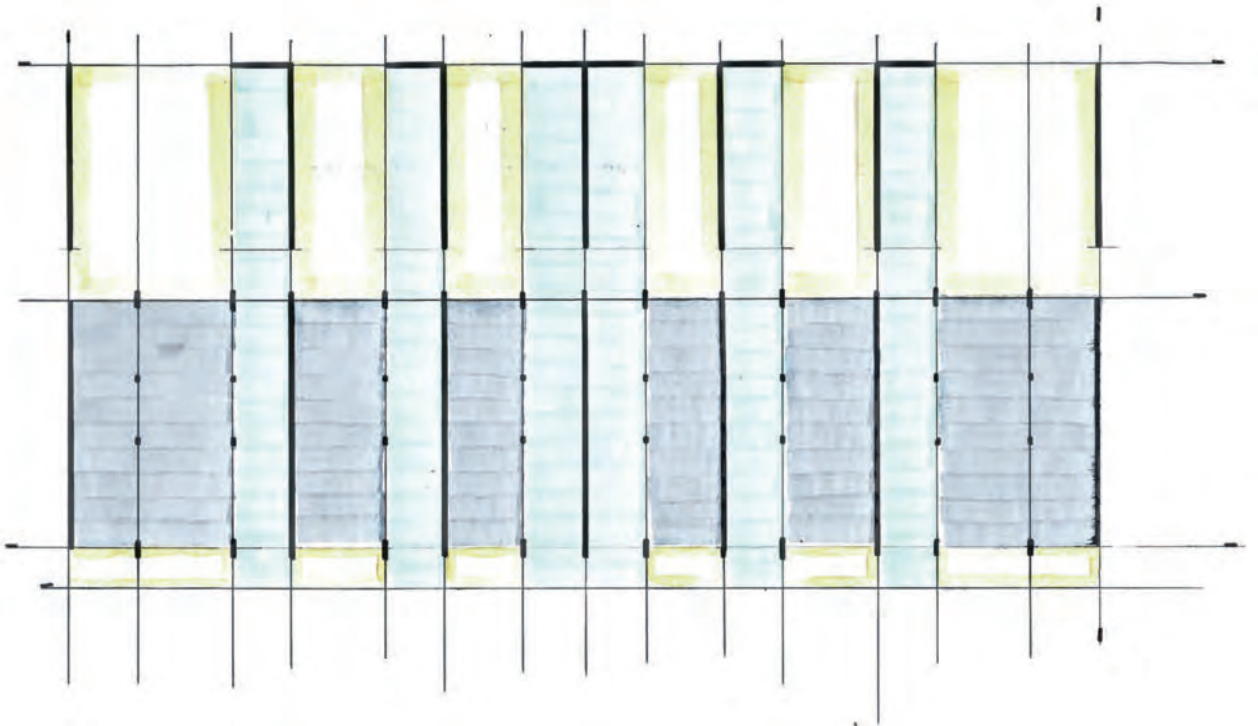
Im vornehmen Villenquartier am Fusse des Zürichbergs entstehen zwei neue Wohngebäude in Einzelbauweise. Der vorherrschende Villenbau wird dabei neu interpretiert. Der Typus des Hallengrundrisses ermöglicht Geschosswohnungen für Eigentum auf der einen Seite, auf der

anderen Seite kommt der Typus des Dielengrundrisses für Mietwohnungen zur Anwendung. Die grosszügige Gartengestaltung inmitten alter Baumbestände bietet seltenen Naturgenuss in der Stadt – mit exklusiven Quer- und Weitblicken.



Neuinterpretation von bürgerlichem Wohnen: Skizze mit Hallengrundriss (links) und Dielengrundriss.

Ein bestehendes Bürogebäude im attraktiven Zürcher Seefeld soll zum Wohngebäude umgenutzt werden. Die bestehende, charaktervolle und sehr eigenständige Gebäudestruktur aus den 1970er-Jahren mit ihrer stark gegliederten Fassade bleibt als Teil der Geschichte und Identität des Quartiers erhalten. Die Wohnungen überzeugen mit grosszügigen, hochwertigen Räumen – mehrheitlich mit Blick auf den See – und thematisieren im Sinne eines Townhouses den klassischen Vorgarten und den Garten auf der Rückseite.



Wohnen auf vier Ebenen mit grosszügigem Luftraum:
Umnutzung eines Bürohauses als Townhouse.

Geschäftsleitung

Christian Leuner
Timo Allemann
Carol Gartmann

Kader

Jürg Bumann
Daniel Haegi
Enno Köppen
Thomas Menzi

Projektleitung

Angel Berruezo
Simon Edelmann
Christoph Kling
Andreas Kobelt
Roger Mahler
Ronny Mathys
Gian Müller
Laura Poulastrou
Carlos Revuelta
Daniel Schweiss

Architektur / Zeichnung

Rahmeta Alija
Daniel Crone
Fabio da Silva
Sandra Echevarria
Maria Frangella
Manuela Gassler
Olympia Georgoudaki
Priscilla Girelli
Julius Grewe-Rellmann
Yves Herrmann
Stefanie Jung
Tanja Lazarevic
Christoph Lorenz
Leah Lüscher
Patrizia Marini
Jaime Moreno
Markus Overhage
Melanie Roffler
Gil Rothmayr
Corinna Stutz
Miguel Torres
Yasindan Vallipuram
Mari-Liis Vunder
Patrick Wenzel
Stephan Widmer
Nick Zürcher

Bauleitung

Loredana Honegger
Marton Pal
Gian Paolo Poloni

Finanzen / Personal

Noel Oecal
Isabella Quaglia
Marianne Walz

Öffentlichkeitsarbeit

Laura Mazzetti
Sarah Schumacher

In Ausbildung

Nico Mürner
Melissa Schweizer
Seijamari Sprecher

Im Praktikum

Silke Hotz
Djordje Jeftic
Simon Reuter
Elisa Studer

Die in dieser Broschüre festgehaltenen Ideen basieren auf den Konzeptüberlegungen von Fischer Architekten. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich Projekte zwischenzeitlich weiterentwickelt haben oder Inhalte sich im Prozessverlauf transformierten.

- 9 Entwicklung Wohnsiedlung Dätttau, Winterthur
Keller Ziegeleien AG
- 13 Ersatzneubau Birmensdorferstrasse, Zürich
CPV Pensionskasse Coop
- 17 Neubau Centralplatz und flankierende Neubauten, Thalwil
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, Fam. Niggli, Bank Thalwil, Dr. Ernst Th. Jucker-Stiftung, politische Gemeinde Thalwil
- 27 Erweiterungsneubau
Schulanlage Kreuzbühl, Zürich
Basilius Vogt Stiftung
- 31 Wettbewerb 1. Preis, Erweiterungsneubau
Schulhaus Sonnenberg, Thalwil
Politische Gemeinde Thalwil
- 37 Studienauftrag 1. Preis, Ersatzneubau
AMAG Dufourstrasse, Zürich
AMAG
- 41 Wettbewerbsbeitrag, Neubau
zentrales Verwaltungsgebäude, Bülach
Stadt Bülach
- 43 Wettbewerbsbeitrag, Neubau
Schulanlage Freilager, Zürich
Stadt Zürich
- 47 Wettbewerb 1. Preis, Entwicklung
Wohnsiedlung Worblaufen, Ittigen bei Bern
CPV Pensionskasse Coop
- 51 Studienauftrag 1. Preis, Entwicklung
Wohnsiedlung, Zürichsee-Gemeinde
Zurich IMRE AG, Zürich

ISBN: 978-3-9521191-7-4
Erstmals 2018 bei Skyscraper Press erschienen
1. Auflage
© 2018 Skyscraper Press

Herausgeber: www.skyscraperpress.ch
Konzept: Fischer Architekten AG
Text: Christian Leuner, Timo Allemann, Jürg Bumann, Sarah Schumacher
Redaktion und Lektorat: Sarah Schumacher
Gestaltung: Aude Lehmann, Zürich
Fotos: Fischer Architekten AG, Michael Egloff, Roman Weyeneth, Lucas Ziegler
Bild der Congiunta (S. 24) mit freundlicher Genehmigung von www.sitterwerk.ch;
Foto: Katalin Deér, St. Gallen; Werke von Hans Josephsohn: Courtesy Josephsohn Estate, Kesselhaus Josephsohn / Galerie Felix Lehner, Hauser & Wirth
Visualisierungen: Fischer Architekten AG, Atelier Brunecky, Business Images AG, ZUEND www.zuendzuerich.ch
Druck: Druckerei Odermatt AG, Dallenwil

Fischer Architekten AG
Binzstrasse 23
8045 Zürich | Switzerland
T +41 44 317 51 51
F +41 44 317 51 52
info@fischer-architekten.ch
www.fischer-architekten.ch